~~L.A.d.~~
~~88~~

L.g.o
192 m
12

J. J. Engels
sämmtliche Werke.

Zwölfter Band.

Fürstenspiegel.

Drey Lehren faß' ein Herrscher wohl in's Herz.
Die erste: daß er über Menschen herrscht;
Die zweyte: daß er nach Gesetzen herrscht;
Die dritte: daß er nicht auf immer herrscht.

Agathon nach Voß.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

J. Blaschke sc.

Fürstenspiegel.

Von

J. J. Engel.

Berlin.
1812.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Vorrede.

Die Moral ist für alle Menschen nur Eine: eben die Wahrheiten, die der Sclave Epiktet sich entwickelte, waren auch brauchbar für einen Kaiser, für Arrian und für Mark Aurel. Aber gewisse Anwendungen dieser Moral gehören nur für gewisse Stände, weil sie nur auf die Geschäfte, Verhältnisse, eigenen Vorurtheile und Leidenschaften dieser Stände Beziehung haben. — In eben dem Sinne gibt es eine eigene Moral für das Frauenzimmer und für den Mann, eine eigene für das Alter und für die Jugend.

So wie besondere Sittenlehren, so gibt es auch besondere Erfahrungen von Menschen, besondere practische Kenntnisse, die für gewisse Stände ganz unentbehrlich, für andere desto unbrauchbarer sind. Wer das Zepter und wer den Pflug, wer den Degen und wer den Richterstab führt, hat jeder seine eigenen Beobachtungen, Grundsätze, Warnungsregeln nöthig.

Die Absicht bey nachstehenden Aufsätzen ist: jungen Prinzen, und besonders solchen, die

zum Regieren bestimmt sind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu sagen; nicht, wie gewöhnlich, in Bildern, als wodurch der Vortrag zwar feiner, aber zugleich auch unkräftiger wird, sondern mit aller der Offenheit, die sich ein Erzieher zur Pflicht machen würde, wenn nicht diesen die Furcht vor Anwendungen bände.

Ist der Ton in manchen dieser Aufsätze spottend, oder selbst bitter; so hat ihn wahrlich weder Muthwillen noch Galle dazu gemacht: bloß die Wirkung, die der Aufsatz bezielte, hat ihn so vorgeschrieben. Durch zu bescheidene Verschleyerung wird keine Scham, und durch zu furchtsame Schonung wird kein Abscheu erregt.

Die einzige pflichtmäßige Schonung war die: Beyspiele von Fehlern und Lastern nicht aus der Mitwelt, sondern aus einer schon entferntern Vorwelt zu nehmen.

Uebrigens wird man recht haben, diesen Versuchen vorzuwerfen, daß sie mehr den Gedanken zu einem Buche geben, als selbst das Buch. Noch weit mehrere Gegenstände hätten können behandelt, und von denen, die vorkommen, hätte so viel Mehreres gesagt werden können. Aber wenn die hier gelieferten Aufsätze Beyfall finden, so wird das Ermunterung seyn, sie zu vermehren; und wenn sie keinen finden, so war es schon an diesen zu viel.

Kriegerehre.

„Der Staat," sagte ein Held und Weiser vom ersten Range, „hat zweyerley Mittel, wodurch er belohnt: Metall, und Ehre. Beyde werden durch Aufopferungen erworben, und nach dem Werth dieser Aufopferungen vertheilt."

„Wessen Dienste nichts als körperliche Kräfte erfordern, der hat dafür nichts als Metall zu erwarten. Anstrengungen von nicht gewöhnlichen Seelenkräften wollen zugleich mit Ehre belohnt seyn; mit mehr Ehre, große Tugenden, große Eigenschaften des Charakters; mit der meisten Ehre, die höchste Tugend."

„Wenn es edel ist, seine Einsichten, seine Fähigkeiten, seine Bestrebungen, ein ganzes Leben hindurch, dem Wohl des Ganzen zu widmen; so ist es noch edler, das Leben selbst, dieses liebste und kostbarste aller Besitzthümer, die Bedingung und den Inbegriff aller Güter, dafür hinzugeben. Der höchste Glanz der Ehre gebührt daher ohne Zweifel dem Krieger." — —

Und so hätte denn der Krieger vielleicht nicht Unrecht, wenn er auf die übrigen Stände mit einer Art von Verachtung herab sähe? Das höchste Unrecht! Denn gerade er, wenn die angeführte Schlußfolge auf ihn passen soll, muß gegen alle Stände die größte Achtung, das wärmste Wohlwollen zeigen.

Für wen wagt der Krieger sein Leben? Für den Staat, oder wenn man will, für den Regenten; denn Beydes ist Eins. Der Regent ist, nicht als Einzelner, sondern nur dadurch wichtig, daß sich das Interesse Aller in ihm vereinigt. Der Staat aber ist der Inbegriff aller Stände, so wie jeder Stand der Inbegriff aller ihm zugehörigen Individuen ist. Wie könnte nun der denkende Krieger irgend eines davon verächtlich finden, wenn alle in ihrer Verbindung ihm es werth scheinen sollen, daß nicht nur er, sondern noch Tausende seiner tapfern Mitkrieger, für die Sicherheit und Wohlfahrt derselben ihr Leben opfern? Wären sie ihm wirklich verächtlich, und er wagte dennoch für sie sein Leben; so würde er das Bekenntniß ablegen: daß er sein Bestes, sein Leben, und das Leben so vieler Tausende seiner Mitbrüder, für noch verächtlicher, als das Verächtliche, halte.

Darum aber darf er seinen wahren Werth nicht verkennen. Indem er jedem andern Stande Achtung erweiset, darf er für den seinigen eine noch höhere Achtung fordern. Die Krämerseele, die ihm diese

verweigert, weil sie ihren kleinen Beytrag zu den Unterhaltungskosten des Kriegsstandes berechnet, und Blut und Leben eines edlen tapfern Mannes gegen Gold wägt, ist seiner ganzen Verachtung — vielmehr seines ganzen Mitleidens — würdig. Leben hätte der edle Krieger in jedem andern Stande auch können, und vielleicht besser leben; er wählte den seinigen, weil er in ihm den ersten, den verdienstvollsten erkannte. —

Aber wessen Wahl nun nicht aus so edlen Bewegungsgründen geschah? Wen ein stumpfsinniges Vorurtheil, oder Armuth, oder Ungeschicklichkeit zu jedem andern Geschäfte, oder gar Scheu vor Arbeit, zum Helden machte? — Ein solcher freylich hat der Krämerseele, die ihn verachtet, nichts vorzuwerfen, und eben für ihn ist obige Betrachtung geschrieben. Denn, was den wahrhaft edlen Krieger nie anwandeln wird, das könnte leicht ihn in seiner Einfalt anwandeln: daß er auf die übrigen Stände geringschätzige Blicke würfe, und dadurch sich diesen Ständen, als selbst geringschätzig, verriethe.

In Zeiten der Barbarey, wo der Krieger Räuber, oder unter zügellosen Despoten, wo er blindes Werkzeug einer willkührlichen Macht ist; da ist von der Ehre desselben ganz und gar nicht die Rede. Er kann hier nur gefürchtet und geflohen, aber unmöglich kann er geachtet werden. Die Ehre dieses Standes fällt nur auf den edeldenken-

den Patrioten, nicht auf den Räuber, oder den Söldner.

Fürstenwollust.

Ohne noch auf die Gefahr zu sehen, die aus einem zu großen Drucke des Volks für die Regierungen erwachsen kann, wird jeder Regent von einigem Edelmuthe wollen, daß der Geringste im Volke soll leben, und daß er dann und wann auch des Lebens soll froh werden können. Er wird dem fleißigen Arbeiter, dessen sauere Mühe die erste Quelle der Nahrung und des Wohlstandes ist, nicht nur für alle Tage sein gutes, reichliches Brot, sondern auch, mit jenem wohldenkenden Könige, für den Sonntag sein Huhn im Topfe gönnen.

Dazu aber wird gehören, daß sich der Fürst, der alles, was er hat, nur durch sein Volk haben kann, in seinen Begierden zu mäßigen wisse; daß er nicht Forderungen auf Forderungen mache, Abgaben auf Abgaben häufe, sondern für das Vermögen der Unterthanen Achtung und Schonung beweise.

Ein vortreffliches Beyspiel, welchem alle Fürsten nachahmen sollten, gibt in dieser Hinsicht Lud-

wig der Zwölfte von Frankreich. Man erzählt, daß, wenn ihn zuweilen die Noth getrieben, dem Volke irgend eine neue, wenn auch nur geringe, Last aufzulegen, er es nicht ohne den größten Kampf und ohne Thränen im Auge gethan habe. Aber nie rührte die Noth dieses Königs von seiner Ueppigkeit und Verschwendung, nie von jener übelverstandenen Großmuth her, womit oft Fürsten an einige Einzelne wegwerfen, was viele Tausende haben erarbeiten müssen. Ludwig war, bey aller seiner Herzensgüte, doch nur karg mit Geschenken; er betrachtete das, was er von seinen Unterthanen zog, nicht als eigenes, sondern als fremdes, bey ihm niedergelegtes Gut; und er war viel zu sehr Mann von Ehre, um mit fremdem Gute nach eigener Willkühr zu schalten.

Für diese edelmüthige, oder vielmehr für diese pflichtmäßige, rechtschaffene Denkungsart hieß er Vater des Volks: eine Benennung, welche die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen, die bis zur Schwärmerey ging, ihm beygelegt, und die Gerechtigkeit der Nachwelt ihm bestätigt hat. —

Kommen Zeiten, in welchen größere Aufopferungen für den Staat nothwendig werden; so wird das geschonte, väterlich behandelte Volk nicht allein fähiger, sondern auch bereitwilliger und freudiger seyn, sie zu machen. Es darf die Nothwendigkeit dieser Aufopferungen nur einsehen; und es wird ohne Murren, ja oft unaufgefordert, seine

Schätze, seine Ersparnisse, selbst einen Theil seiner Nothdurft, dem geliebten Fürsten entgegen tragen, dessen Erhaltung und Wohl mit Erhaltung und Wohl des Vaterlandes Eins ist. Wenn der patriotische Bürger sein Theuerstes, was er hat, das Blut seiner Kinder, für sein Vaterland hingeben kann; wie sollte er Schwierigkeit machen, für den Schutz desselben einen Theil seiner weit geringern Güter zu opfern?

Aber freylich: wenn mitten im Frieden und im Ueberflusse ein Volk das Elend des Krieges und des Mangels tragen; wenn es sich von demjenigen selbst, der es gegen fremden Raub zu schützen verbunden wäre, soll ausrauben lassen, und zwar zu Absichten, die auf öffentliches, allgemeines Wohl schlechterdings keine Beziehung haben; wenn es nicht allein jede Freude, sondern selbst die Nothdurft des Lebens, wie in einer belagerten Festung, entbehren soll, damit der Fürst seine sinnlosen Verschwendungen, vielleicht außerhalb Landes, bestreiten, eine Schaar verächtlicher Ausschweiflinge und Schmeichler besolden, oder in den Schooß lasterhafter Wollust ganze Haufen des so schwer gewonnenen und noch schwerer entbehrten Goldes hinschütten könne: da muß nach und nach Kälte, Unzufriedenheit, Erbitterung, Lust zur Empörung, alle Gemüther erfüllen, und Vaterland und Fürst, zu welchen die Liebe sonst so natürlich ist, müssen es endlich kaum mehr werth scheinen, daß man sich ihrer annehme und sie beschütze. —

Ein guter Fürst wird immer suchen, zweyerley Vortheile zu vereinigen; zuerst: sein Volk mit so wenigen Lasten zu beschweren, als möglich; und zweytens: ihm von dem, was es hergibt einen allgemein nützlichen, wohlthätigen Gebrauch zu zeigen. Der beste Fürst wird seyn, wer dieß beydes am eifrigsten will; der glücklichste, wer es zugleich am leichtesten kann. Zu diesem Können aber wird gehören: daß ihm sein gutes Gestirn eine ruhige, friedliche Herrschaft verleihe, daß er von seinen Vätern keine zu große, drückende Schuldenlast erbe, und daß er, bey der Beschränkung seiner eigenen Kräfte, das Glück habe, einsichtsvolle, redliche Diener zu finden. Mit diesen Vortheilen, und mit seinem großmüthigen Herzen, wird er sich dann eine Quelle öffnen, aus der ihm für sein ganzes Leben die süßesten Freuden strömen werden; und wenn er einst nicht mehr ist, so wird er sich ein Denkmahl errichtet haben, an dessen Fuße auch die spätere Nachwelt ihm noch Dank weinen wird.

Wahrlich! wenn so manche Fürsten sich besser auf die eigentliche höchste Freude des Lebens verständen; sie würden sehr gern alle nur mögliche Ersparungen für sich selbst machen, um desto mehr für Andere zu wirken. Man wirkt nicht besser für sich, als durch dieses Wirken für Andere: denn je mehr man Gutes, das aus eigener Kraft und Tugend entsprang, um sich her verbreitet, desto mehr wächst die innere Zufriedenheit und das Wohlgefallen an sich selbst, das alle Vergnügungen der Erde nicht

geben können, und das nie in der Seele erwacht, ohne sich sogleich als die erste und höchste aller Vergnügungen anzukündigen. Jedes gestiftete Gute ist gleichsam ein Spiegel, der uns das reitzende Bild unserer eigenen sittlichen Vortrefflichkeit vorhält; ein Bild, dessen Anschauen eine weit feinere, tiefere Wollust gewährt, als das Anschauen der vollendetsten körperlichen Schönheit, die doch nie eigenes Verdienst, sondern nur Geschenk der Natur ist. Ein Fürst, der diese Wahrheit verkennt, oder dem es an Muth zu den Anstrengungen und Aufopferungen fehlt, ohne die jenes höchste Glück freylich nicht zu erreichen steht, die aber im Grunde so äußerst leicht sind, verliert dabey in weit größerem Maße, als andere; denn er hatte vor andern so viel größere Vortheile voraus: einen weit ausgedehntern, freyern Wirkungskreis, und weit mannigfaltigere, kräftigere Mittel zum Wirken. —

Wäre denn die Wollust, Einöden mit Leben zu bevölkern, Armuth in Reichthum umzuschaffen, Niedergeschlagenheit zum Frohsinn zu erheitern, Unvermögende zu versorgen, Träge nützlich zu machen, Unwissenden Kenntnisse zu geben; wäre eine so edle, so mannigfaltige Wollust nicht einiger kleinen Entbehrungen werth? Oder wären es auch nur Entbehrungen, wenn jene üppigen, verschwenderischen Hoffeste wegfielen, die immer im Genusse so fade, und im Nachschmacke so ekelhaft sind? wenn die übertriebenen Ausgaben für Hofstaat, Tafel, Garderobe, Marstall, Spieltisch, Jagden, Lustrei-

sen, auf die Hälfte herab gesetzt würden? — Soll das Volk zu jenen wohlthätigen Absichten alles allein geben; so erliegt es unter der Last. Aber, nur die bezeichneten Ersparnisse in die Hand genommen, und dann die Augen auf die Mängel des Landes umher geworfen; wie viel wird der Fürst aus ganz eigener Kraft, oder doch mit nur sehr mäßigen Zuschüssen, ausrichten können! — Dort werden faule, ungesunde Moräste sich in fruchtbare Wiesen verwandeln, die ganze Herden ernähren; hier auf diesem trocknern ungünstigern Boden werden junge, für die Nachwelt nutzbare Waldungen keimen, Reichthum und Schönheit zugleich vermehren. Dort wird ein Strom, der alljährlich die fettesten Felder verheerte, durch Dämme in seine Ufer gewiesen werden: hier werden gepflasterte Heerstraßen, oder schiffbar gemachte, verbundene Gewässer dem Handel Ausbreitung und Leben ertheilen. Dort werden Werkstätten empor kommen, wo eigener Fleiß gewinnt, was sonst fremder verschlang: hier werden Müßiggänger genöthiget werden, sich selbst zu erarbeiten, warum sie sonst das Mitleid betrogen. Dort werden Lehrer den künftigen Bürger bilden, der ehemahls in roher Unwissenheit aufwuchs; hier wird für Alter und Unvermögen sich eine Freystätte öffnen, wo es Obdach, Ruhe, Nahrung und Pflege finde — Doch wer berechnet das unzählige Gute alles, das durch fürstliche Sparsamkeit, Thätigkeit, Menschenliebe bewirkt werden kann? Und wer beschreibt die Seligkeit eines Regenten, wenn er die Früchte seiner Sorgen und Arbeiten rings um

sich her sieht; wenn er die unverdächtigen Gesinnungen seines Volkes wahrnimmt, vor dem er nie erscheint, ohne daß alles hinzu ströme, den allgemeinen Vater und Wohlthäter zu sehen und zu segnen; ohne daß Freude und Dank ihm aus jedem Munde entgegen lalle, aus jedem Blicke entgegen strahle!

Ein Fürst von solchem Eifer für das gemeine Beste darf dann auch kühnlich von seinen Unterthanen fordern: und sie werden mit Freuden ihm geben. Dieß erkannte der unglückliche Carl von England, aber zu spät. In dem so merkwürdigen und rührenden Briefe, den er an seinen Sohn aus dem Gefängnisse schrieb, heißt es unter andern: „Du siehst, wie alle Menschen ihr Geld da anlegen, wo es ihnen wuchert; und wenn ein Fürst, gleich dem Meere, die frischen Gewässer, welche die Ströme ihm zuführen, nur aufnimmt, um sie zurück zu geben, so wird sein Volk nicht murren, sondern sich's zur Freude machen, ihn zu einem Ocean zu erweitern. Diese Betrachtungen, mein Sohn, können dich zu einem so großen Prinzen erheben, als dein Vater ein kleiner ist, und deine Regierung kann um so mehr befestiget werden, je mehr die meinige ist erschüttert worden."

Der Mann von Roß.

Zu Roß, einem Flecken in der englischen Grafschaft Hereford, lebte noch zu Anfange des jetzt verflossenen Jahrhunderts ein Edler, dessen ganzes Leben in Freuden der Wohlthätigkeit hinfloß. Sein Nahme war John Kyrle; aber kaum war in der ganzen Gegend dieser Nahme bekannt: er hieß bey Alt und Jung anders nicht, als der Mann von Roß.

Eine reinere, von aller Nebenabsicht entferntere Tugend, als die Tugend dieses Mannes war, hat es wohl nie gegeben. So viel er bauete, hat er seinen Nahmen, seine Familie, seine Verdienste, in keiner Inschrift, keinem Denkmahl verewigt. Er fand sich überflüssig belohnt durch die Zufriedenheit einer Seele, die keine andere Leidenschaft kannte, als Menschenglück zu vermehren, und Menschenelend zu mindern.

Nicht genug, daß dieser Großmüthige einer Menge von Armen wöchentlich ihr Brot austheilte; daß er alljährlich eine Anzahl dürftiger Mädchen ausstattete, verwaiste Knaben in die Lehre gab; daß er zum Beystande jedes Kranken, von dem er hörte,

mit Rath und mit Arzeneyen bereit war, Streitigkeiten seiner Mitbürger mit Weisheit und Billigkeit schlichtete, und durch beydes die ganze Gegend für die verderblichen Menschenarten der Marktschreyer und der gewinnsüchtigen Anwalde brotlos machte: — er unternahm auch große kostbare Werke, die ohne fürstlichen Aufwand nicht vollbracht werden konnten. Mitten durch ein unwegsames Thal ließ er eine bequeme, geräumige Heerstraße pflastern, sie mit schönen Reihen schattiger Bäume bepflanzen, und Ruhebänke für ermüdete Wanderer in gehörigen Entfernungen setzen. Die nackten Gipfel benachbarter Berge, die eine unangenehme Ansicht gewährten, bedeckte er mit Waldung, leitete frische Quellen in die Ebene, um Menschen und Vieh zu erquicken, und machte durch alles dieses die Gegend besuchter, fruchtbarer, schöner. Der Kirche des Fleckens fehlte ein Thurm: Er, aus seinen Mitteln, baute ihn auf; es fehlte an einem Versorgungshause für Alte und Unvermögende: Er, ohne Beysteuern zu sammeln, ließ den Grund dazu legen, vollendete es, und versorgte die Anstalt mit Einkünften. Noch jetzt wird sein Andenken von Greisen und Kranken, die dort Verpflegung finden, gesegnet.

Als der edle, lebenssatte Greis in seinem neunzigsten Jahre entschlief, hörte man in Roß und in der ganzen Gegend umher laute Klage. Alles drängte sich hinzu, um die Züge des Menschenfreundes noch ein Mahl zu sehen; alles wollte

die erstarrten wohlthätigen Hände noch ein Mahl küssen. —

Natürlich schließt man aus einer so verschwenderischen Wohlthätigkeit, daß sie von ungewöhnlichen Reichthümern unterstützt worden sey; daß dieser Edle entweder zahlreiche Landgüter besessen, oder ausgebreiteten Handel getrieben, oder eigene ergiebige Bergwerke gebaut habe. Aber ganz im Gegentheile war er, nach brittischem Maßstabe, so wenig reich, daß er kaum oder nur eben wohlhabend war; der einzige Vortheil, daß er in ehelosem Stande und bis zum höchsten Alter hinauf lebte, kam seiner Tugend zu Statten. Sein ganzes jährliches Einkommen war, nach entrichteten Abgaben, mehr nicht, als — fünf hundert Guineen. Mit diesen so eingeschränkten, beynahe dürftigen Mitteln, konnte sparsame Genügsamkeit, im Bunde mit unermüdeter Menschenliebe, solche Wunder verrichten! —

Pope, der in dem dritten seiner moralischen Versuche das Andenken dieses Mannes verherrlicht, ruft aus: „Erröthe, Größe! Falscher Glanz stol„zer Höfe, verschwinde!“ Und wahrlich! nicht bloß erröthen, vor Scham vergehen sollten Fürsten, die, mit so viel mehr Beruf und so viel größern Mitteln zum Wohlthun, auch nicht ein Denkmahl ihrer Milde und Großmuth stiften; die, wenn sie einst in die Gruft hinab fahren, weiter nichts zurück lassen werden, als Flüche von Unterdrückten,

Thränen von Gemißhandelten, und — o der Schande! — zu allen hindurchgebrachten Reichthümern noch eine Schuldenlast, die zu tilgen kaum ein halbes Jahrhundert hinreichen wird.

Verschwendung.

Jacob der Erste von England verschenkte drey tausend Pfund, die so eben in den Schatz sollten gelegt werden, an einen unwürdigen Günstling; bloß, weil er diesen Günstling seinem Nachbarn zuflistern hörte: Wie glücklich, wer im Besitze dieses Geldes wäre!

Eben dieser Jacob machte, vor übergroßer Freude, daß er aus einem Könige von Schottland ein König von Groß-Britannien geworden war, zwey hundert drey und siebzig Personen, innerhalb sechs Wochen, zu Rittern. — Ein lustiger Kopf both, bey dieser Gelegenheit, ein Arcanum zur Stärkung des Gedächtnisses an, um die vielen Nahmen der neugeadelten Herren besser behalten zu können.

Es fragt sich: welche von diesen beyden Verschwendungen die größere war; ob die des Geldes, oder die der Titel und Ehrenzeichen?

Jene erstere war im Grunde nicht klein; denn der an Einkünften beschränkte und immer mit Schulden belastete Jacob hatte sicher keine so beträchtliche Summe zum Wegwerfen. — Und welcher König auf Erden hat sie? Der reichste wird arm, wenn er alles das Gute überrechnet, das er stiften, die Mängel, denen er abhelfen, die Verdienste, die er belohnen, die Talente, die er ermuntern könnte. Soll ein schmeichlerischer, verdienstloser Günstling wegnehmen, was zu so würdigen, zu so wahrhaft königlichen Zwecken verwandt werden kann?

Dennoch möchte die zweyte Verschwendung, die der Titel und Ehrenzeichen, noch ein wenig tadelnswürdiger seyn. Sie möchte einen noch größern Beweis von jener Schwäche und Unbesonnenheit geben, die in dem Charakter Jacobs, und man darf sagen, aller Stuarte, ein so hervorstechender Zug ist. —

Wenn alle Menschen den Trieb fühlen, sich vor ihren Mitbrüdern auszuzeichnen, so fühlen ihn vornähmlich die talentvollern, die edlern Menschen: und auf diese kömmt es bey dem Glücke einer Regierung immer vorzüglich an. Geld wirkt auf solche Menschen nur schwach; oder wenn es auch auf einige stärker wirkt, so beseelt es doch nie zu so kraftvoller Thätigkeit, zu so glühendem Eifer, als Ehre. Ehre daher ist das edlere, höhere Belohnungsmittel, das weit sorgfältiger, als Geld, geschont werden muß.

Ferner: was von Gelde übrig bleibt, oder was vielleicht noch künftig hinzu erspart werden mag, das behält, Trotz des weggeworfenen, seinen Werth, und kann noch immer zu allen den Zwecken dienen, die mit Gelde erreichbar sind. Wie ganz anders ist das mit Würden und Ehrenzeichen! Wenn diese nicht mit der sparsamen Hand einer Elisabeth, der Vorgängerinn Jacobs, ausgetheilt werden, so sinkt ihr Werth immer tiefer und tiefer, und wird am Ende zum völligsten, entschiedensten Unwerth. An ganze Schaaren von Menschen diese Ehrenzeichen auf ein Mahl wegwerfen, heißt vollends, sie wie falsche Münze verrufen. Welcher Mann von feinerm Ehrgefühle, wenn er nicht aus innern höhern Beweggründen dem Staate seine Kräfte opfert — und solcher Edlen gibt es zu allen Zeiten nur wenig — wird die Ruhe von nur Einer Nacht entbehren wollen, um sich eine Auszeichnung zu verschaffen, die keine mehr ist? um mit einem Sterne oder einem Kreuze zu prunken, womit schon jede Hofschranze, jeder unbärtige Knabe herum läuft? — Was zu ausgezeichneten Verdiensten ermuntern soll, das muß auch nur an solche gegeben werden; und weil Verdienste, von Vielen erworben, nicht mehr ausgezeichnet seyn würden, so kann es immer nur an sehr Wenige kommen. —

Welchen Werth auch eine ganz kleine Gabe durch ihre Seltenheit und durch die kluge Auswahl der Theilnehmer erhalten könne, erfuhren einst die

Korinthier, als sie Alexandern ihr Bürgerrecht überreichten. Der König lächelte über die Geringfügigkeit des Geschenks. „Wisse," sagte einer der Abgeordneten, der sein Lächeln bemerkte: „seit dem Herkules bist du der Erste, dem wir unser Bürgerrecht gaben." Auf diese Erklärung nahm es der Welteroberer mit Freude und mit Hochachtung an; er sah nun nicht mehr, wie sich Seneka etwas kostbar ausdrückt, auf die, die gaben, sondern auf den, dem sie gegeben hatten. —

Hätte Jacob zu jenen Zeiten gelebt, wo es den Königen noch darauf ankam, den Trotz des Adels zu brechen und den Stolz der Ritter zu demüthigen; so wollten wir sein Verfahren für einen Beweis von Staatsklugheit nehmen. Eben das war zur Erreichung jenes Zweckes ein höchst wirksames Mittel, daß man die Zahl der Ritter, ohne Rücksicht auf rühmliche Thaten und Eigenschaften, die ehemahls allein zu diesem Stande geführt hatten, ins Unendliche mehrte. Der Edelmann von echtem Stolze erröthete nunmehr, sich einem Stande zuzugesellen, den er so schändlich entweiht sah; er fing an zu verachten, was seine Ahnen ehemahls mit so bewundernswürdiger Anstrengung, als eine Ehre, die selbst die königliche übertraf, sich errungen hatten. — —

Man preist an Jacob einstimmig, daß er ein sehr unterrichteter, ein gelehrter Herr war; aber wohl nicht immer muß ein gelehrter Herr

auch ein Kluger seyn. Denn es wäre sonst unbegreiflich, wie Jacob so offenbar und so freywillig an einem Vermögen hätte verarmen wollen, das für Regenten von so unschätzbarem Werthe ist: an dem Vermögen, zu ermuntern und zu belohnen.

Freundschaft.

Wer zuerst den Ausspruch that, daß Fürsten keinen Freund haben können, der mochte eine sehr gute, aber er konnte auch eine sehr boßhafte Absicht haben. Jenes, wenn er die Fürsten aufmerksam auf die Fehler machen wollte, wodurch sie sich selbst des höchsten Erdenglückes berauben: auf ihren Leichtsinn, ihren Stolz, ihren Eigenwillen; dieses, wenn er sie gegen die Menschheit erbittern, und sie das gar nicht zu suchen bereden wollte, was doch einmahl für sie nicht zu finden wäre.

Laßt einen Fürsten eine theilnehmende, edle, offene Seele besitzen; laßt ihn mit allen den Liebenswürdigkeiten des Geistes und des Charakters geschmückt seyn, die jenes schöne Band unter den Menschen zu knüpfen dienen: warum sollte nur Er seine Arme der Freundschaft vergebens öffnen? warum nur für ihn kein theilnehmendes Wesen da seyn, das sich mit Freuden hinein würfe?

Wahr ist an jenem Ausspruche nur das: daß Fürsten, auch wenn sie selbst durch keinen Fehler des Charakters sich der Freundschaft unwürdig machen, dennoch mehr Schwierigkeiten, als Andere, finden, einen wahren Freund zu besitzen. Zu ihnen hin drängt sich alles, und der Eigennützige eifriger als der Edle; während zu dem Privat-Manne weit eher nur der sich anfindet, den eine gewisse Sympathie, oder auch wahre Achtung für den Charakter anlockt. Es gehört mehr als Unterscheidungsgabe, es gehört auch noch gutes Glück dazu, um unter jenem vermischten Haufen, wo ein jeder die Miene der wärmsten Anhänglichkeit häuchelt, nicht fehl zu greifen, nicht den Falschen mit dem Rechtschaffenen, den bloß angenehmen Gesellschafter mit dem wahrhaft wohlwollenden Freund zu verwechseln.

Und wenn nun auch wirklich ein Fürst so glücklich war, die beste, richtigste Wahl zu treffen; wie soll er sich die Ueberzeugung davon, und mit ihr den vollen Wohlgeschmack seines Glückes verschaffen? wie unterscheiden, was aus Freundschaft, und was aus Eigennutz; was um seiner selbst, und was um der Vortheile willen geschah, die mit seiner Zuneigung verknüpft sind?

Sey es, daß der Freund von ihm keine Güter, keine Ehrenämter, keine Standeserhöhung, keine Ordensbänder verlangt; daß er wohl gar, wenn solche Vortheile ihm angetragen werden, sie

als überflüssig für seine Zufriedenheit ablehnt: gibt das einen sichern, zweifelfreyen Beweis seiner Gesinnungen? — Schon die Achtung und der Einfluß, die der bloße nähere Umgang mit dem Fürsten verschafft, können dem klugen Weltmanne von feinerer Eitelkeit genug seyn, und hinter dem Scheine von Uneigennützigkeit kann der höchste Eigennutz sich verbergen.

Aber wenn nun der Freund, bey wichtigen Anlässen, nicht etwa nur dem Staate, sondern unmittelbar der Person des Fürsten sehr große, vielleicht sehr gefahrvolle Dienste leistet? — Mögen diese Dienste so groß, und so gefahrvoll seyn, als sie wollen! Mit einiger Menschenkenntniß — denn so nennt man ja gern den Unglauben an Tugend und Rechtschaffenheit — lassen sie sich alle verdächtig machen.

Große Dienste fordern große Belohnungen; und wer diese zu ertheilen hat, ist der Fürst. Woher nun entscheiden, ob der Dienstleistende mehr den Fürsten, oder mehr die Belohnung im Auge hatte? — Es ist, sagt man, ein wahrhaft wohlgesinnter, uneigennütziger, vortrefflicher Mann. — Sehr wohl. So bleibt auch dann noch die Frage: ob er nicht bloß aus patriotischer Anhänglichkeit an den Staat handelte, dessen Schicksal mit dem Schicksale des Fürsten so innig verwebt ist? Vielleicht, daß eben der Fürst, den er aus den feindlichen Schaaren mit Gefahr seines Lebens heraus

riß, ihm für seine Person äußerst gleichgültig war, ja, daß er eben ihn unter allen Menschen zuletzt zum Freunde würde gewählt haben, wenn nicht der Gedanke: Er ist der Fürst! ihn anders gestimmt hätte. — Ohne persönliche Anhänglichkeit aber und ohne wahre herzliche Theilnahme gibt es keine Freundschaft. Nicht, wie Kraterus, nur den König: auch, wie Hephästion, den Mann muß man lieben: dann ist man Freund Alexanders.

Wer so grübeln will, grüble! Das Gefühl, eines Freundes werth zu seyn, und ein gewisser innerer Sinn für Freundschaft, der sich weder beschreiben noch mittheilen läßt, der aber mit der Untrüglichkeit jedes andern Sinnes seine Gegenstände zu fassen weiß, wird alle solche Grübeleyen verscheuchen, und den verbindlich gemachten Freund mit voller Wärme des Dankgefühls in die Arme des verbindenden werfen.

Als im Treffen bey Steenkerken der Herzog von Vendome sich zu tief ins Feuer wagte, sah er auf einmahl seinen Kammerdiener Campistron an seiner Seite. — „Was wollt Ihr?" fuhr der Herzog ihn an. — „Ihnen sagen, daß Sie hier fort sollen, gnädiger Herr; hier ist Ihr Ort nicht." Ton und Miene des ehrlichen Mannes verriethen seine innere Empörung. — Gesetzt, daß auch bey diesem Zuge von Ergebenheit, so rein er aus dem Herzen zu kommen schien, noch eigennützige Ab=

sichten möglich waren; würden wir es dem Herzoge vergeben können, wenn er selbst so etwas geargwohnt hätte? In der Hitze des Kampfes mochte er den ehrlichen Campistron seiner Wege weisen — und das wird er um so eifriger gethan haben, je mehr ihm seine Treue gefiel: — aber wenn er bey der Rückkehr ins Zelt ihm nicht einen herzlichen Händedruck gab, und nicht eine Thräne im Auge ihn sehen ließ, so werden wir ihn nicht werth achten, daß er ein Prinz war. —

Nach ganz entschiedenen, unumstößlichen Beweisen von Freundschaft werden sich Fürsten wohl schwerlich sehnen. Sie müßten da erst in Lagen kommen, die ihnen unmöglich gefallen könnten; müßten, wie Carl von England, auf den Tod gefangen sitzen, oder, wie Anton von Portugal, ohne Hoffnung der Wiedereinsetzung entthront seyn. Wenn Liebe erst so gefährlich wird, als sie gegen jenen durch die Erbitterung eines fanatischen Volks, gegen diesen durch den Haß und die Meuchelmörder Philipps es wirklich war; dann sind doch wohl endlich ihre Aeußerungen über allen Verdacht der Falschheit erhaben?

Hamilton, der für die Sache Carls sein Aeußerstes gewagt hatte, und jetzt zu Windsor gefangen saß, fand Mittel, vor den unglücklichen König zu kommen, als dieser, auf dem Wege in sein letztes Gefängniß, durch eben jenen Ort mußte. — „Mein liebster Herr!" sagte Hamilton, und

stürzte, voll der innigsten Rührung dem Könige zu Füßen. — „Ihr habt mich wahrhaft geliebt!“ erwiederte Carl, indem er ihn aufhob, um die Herzlichkeit dieses Zeugnisses durch eine Umarmung zu bestätigen. Man riß den König hinweg, und Hamiltons Augen schwammen in Thränen. — Carl verdiente einen so schönen Liebesbeweis; denn er selbst hatte, bey dem Anblicke eines Mannes, der um einen andern seiner Freunde, um den ermordeten Ritter Carl Lukas, in Trauer war, einen Strom von Thränen vergossen. Ein Tribut, sagt Hume, den kein einziger von seinen eigenen außerordentlichen Unglücksfällen ihn hatte abzwingen können! —

Die Inschrift, die man zu Paris auf dem Grabe des edlen Portugiesen Diego Botelho lieset, gehört zu den rührendsten, die man hat. — König Anton hatte seine Ansprüche auf die portugiesische Krone gegen die Macht Philipps von Spanien nicht durchsetzen können. Er hatte die Schlacht am Alcantara verloren, und mußte, nach erlittenem unsäglichen Ungemach, sich noch sehr glücklich schätzen, aus seinem Reiche nur entfliehen zu können. Sein Begleiter auf dieser Flucht, und nachheriger unzertrennlicher Gefährte aller seiner Leiden und Gefahren, war eben oberwähnter Botelho. Die Grabschrift sagt uns: daß er ursprünglich aus königlich-böhmischem Blute abgestammt sey; daß er Haupt der portugiesischen Familie seines Nahmens gewesen; daß er Vaterland, Freun-

de, Gattinn, Kinder, Alles, für seinen König verlassen, und daß er durch keine Bitten, durch keine versprochenen Ehrenstellen und Belohnungen sich zur Rückkehr ins Vaterland habe bewegen lassen. Nach dem Tode des Königs, den er volle zwölf Jahre überlebte, blieb er noch der Asche desselben getreu. Er ging auch da noch in sein Vaterland nicht zurück, sondern behielt seinen Aufenthalt zu Paris, weil dort Anton begraben lag; und das letzte Wort seiner erstarrenden Lippen war: daß seine Gebeine nirgends anders, als neben den Gebeinen seines Freundes und Königs, ruhen sollten.

Wahrheit.

Wenn man niemanden lobt, weil er seinem eigenen Vortheile nachgeht; so, scheint es, sollte man auch Fürsten nicht loben, weil sie sich's gefallen lassen, Wahrheit zu hören. Wahrheit ist ja Licht auf dem Lebenswege; und welcher Vernünftige wird nicht lieber im Licht, als in der Finsterniß, wandeln?

Gleichwohl ist es nur zu gewiß, daß die meisten Menschen dieses Licht wenig achten, ja daß sie es tausend Mahl lieber auslöschten, wo es ihnen gerade am nützlichsten werden könnte: bey Be-

leuchtung ihrer eigenen Irrthümer und Fehler. Fremde Thorheiten geben ein allerliebstes Gespräch, bey welchem die Eigenliebe sich auf's angenehmste gekützelt fühlt: aber eigene Thorheiten müssen, um's Himmels willen! nicht mit zur Sprache kommen, oder die Unterhaltung wird auf einmahl höchst geschmacklos und widerwärtig. Ein Diogenes ist ein spaßhafter, vortrefflicher Mann, so lange er die Laterne gegen andere richtet; er wird unerträglich, so bald er sich umkehrt, und uns selbst unter die Augen leuchtet.

Wer die Menschen genauer kennt, und wem daran gelegen ist, ihre Gunst zu besitzen, der wird auch durch ihre dringendsten Aufforderungen nicht leicht bewogen werden, ihnen Wahrheiten zu sagen. Er wird sich erinnern, wie es dem armen Gil Blas mit seinem Gönner, dem Erzbischofe, und dem guten Sheridan mit seinem Freunde, dem Dechanten, erging. —

Wenn Prinzen, im Puncte des Tadels, noch ein wenig zärtlicher und empfindlicher, als andere Menschen, erscheinen; so sind sie in gewisser Absicht zu entschuldigen, und in anderer sogar zu rechtfertigen. Zu entschuldigen, in so fern der sie umgebende Haufe, und besonders der adelige, der ganz ausdrücklich dazu erzogen wird, sie von ihrer Kindheit an nichts als Lob und Bewunderung, auch für die seichtesten Urtheile und die thörichtsten Einfälle, hat hören lassen. Zu rechtfertigen, in so fern

sie, um, ihr nothwendiges Ansehen zu schützen, es nicht wohl dulden können, daß man zu sehr auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen lebe, oder wohl gar, wie es bey freyerm Tadel der Fall scheint, sich in der Eigenschaft eines Lehrers und Sittenaufsehers über sie hinaus setze. —

In ältern Zeiten hatten die Fürsten den Vortheil, daß sie manche ihnen nützliche Wahrheit von ihrem Hofnarren hörten, und daß dabey ihre Würde durch die Verächtlichkeit eines Menschen gedeckt ward, der bloß zum Spaßmachen da schien, und dem man, weil gegen ihn so gar manches erlaubt war, auch seiner Seits etwas erlauben mußte. Wenn jener Narr den Nahmen seines Königs, Alphonsens von Arragonien, in sein Narrenverzeichniß eintrug, weil dieser König einem sehr unsichern Menschen eine sehr ansehnliche Summe vertraut hatte; oder wenn Kunz von der Rosen Kaiser Maximilian seinen Vetter hieß, weil er doch gewiß aus eben der Arche Noah abstamme, in welche der Kaiser seinen Stammbaum hatte hinauf führen lassen: so waren das Einfälle, die wegen des Charakters der Urheber mehr Lachen als Zorn erregten, und die denn doch nicht ermangelten, im Stillen ihre Wirkung zu thun.

Ob von den heutigen Höfen der Narr so ganz verschwunden sey, wie es scheint, läßt sich bezweifeln. Aber Kappe und Kolbe, diese ehemahligen Insignien der Narrheit, sind doch wirklich ver-

schwunden, uns es ist nur Schade, daß der Muth zum Wahrheitsagen ihnen scheint nachgewandert zu seyn. Die Eitelkeit, und der gute Geschmack, wovon die erstere vielleicht noch mehr als der letztere sich verfeinert hat, lassen nicht hoffen, daß jenes nützliche Aemtchen je, nach seinem vollen Umfange, wieder hergestellt werde. Um so mehr müssen wir wünschen, daß die Weisheit an den Höfen immer höher steigen und einen Grad erreichen möge, der die Narrheit, die ihr sonst zuweilen aushelfen mußte, entbehrlich mache.

Indeß, wenn auch dieser Wunsch in Erfüllung geht; so wird doch bey bloßen Erdengöttern, wie man die Fürsten genannt hat, die Weisheit wohl nie so hoch steigen, daß ihre Einsicht in jedem Falle die richtigste, ihr Entschluß überall der vortrefflichste wäre. Und so wird es, wie viel sie auch Weisheit besitzen mögen, immer den besten Theil davon ausmachen, daß sie fremde Einsichten schätzen und also Widerspruch ertragen, fremde Rechtschaffenheit ehren und also Erinnerungen annehmen lernen. Es ist ein so wahres und in einem königlichen Munde ein so schätzbares Wort, was einst Heinrich der Vierte, in Gegenwart Süll y's, zu seiner Gemahlinn sagte: „Sehen Sie, meine Liebe! es gibt keinen so richtigen Verstand und keinen so rechtschaffenen Charakter, daß man nicht schwer damit zu fallen in Gefahr wäre, wenn nicht gleich beym ersten Straucheln der gute

Rath treuer Diener und wohlmeinender Freunde zu Hülfe käme." —

Der Unannehmlichkeit, seine Würde beym Widerspruche verletzt zu sehen, kann ein Fürst dadurch ausweichen, daß er Freymüthigkeit seinen Dienern willig erlaubt, ja sie ihnen zur Pflicht macht. Ein ehrerbiethiger Widerspruch — denn ehrerbiethig allerdings muß er seyn — gibt alsdann keinen Beweis von Kühnheit mehr, sondern einen Beweis von Gehorsam. — Zwar legt der Fürst, indem er die Erlaubniß zum Widerspruche gibt, das stillschweigende Bekenntniß ab: daß er nichts als ein sterblicher, dem Irrthume unterworfener Mensch ist; aber daß er kein Gott ist, weiß man schon ohnehin, und sich für einen bloßen Menschen zu geben, ist ehrenvoller, als sich für einen Sohn Jupiter Ammons zu halten. Heinrich erscheint uns gewiß nicht nur liebens-, sondern auch hochachtungswürdig, wenn er den Abgeordneten des Pariser Parlaments mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit sagt: „Ich bin nie unzufrieden über Einwendungen, die man mir macht; ich ändere vielmehr meine eigene Meinung sehr gern, so bald ich eine fremde für besser erkenne. Keiner von Euch würde mir darum mißfallen, weil er mir frey heraus sagte: Sie, was Sie vorhaben, ist etwas höchst Ungerechtes." —

Doch in Geschäften, und überhaupt, wo es nur auf Meinungen ankömmt, ertragen Fürsten

ei-

einen bescheidenen Widerspruch noch ziemlich gern, sie müßten denn schon leidenschaftlich Partey genommen haben, oder außerordentlich viel Stolz und Eigenwillen besitzen. Manchem zu widersprechen, möchte auch gar nicht angehen, weil er leider keine Meinungen hat. Das eigentliche Verdienst, in Hinsicht der Achtung für Wahrheit, hat erst derjenige Prinz, der Vorstellungen über seine persönlichen Fehler, Schwachheiten, Leidenschaften duldet, ja der sich geradezu kann erinnern und tadeln hören, ohne deßwegen ungehalten, oder um standesmäßig zu reden, ohne ungnädig zu werden.

Daß diese Freyheit etwa nur Einem, oder doch nur sehr wenigen Auserwählten zugestanden werden kann, leuchtet ein: Verdienst, Ansehen, Alter, nähere Verhältnisse mit dem Fürsten müssen dazu berechtigen; aber irgend Einen muß denn dieser doch haben, dem er Freymüthigkeit nicht etwa nur zu gute halte, sondern sie als Liebesdienst von ihm fordere. — Man wird sagen, daß ein solcher Vertrauter schwerlich zu finden seyn wird; aber wenn man Recht hat, so ist die hauptsächlichste, wo nicht einzige, Ursache die: daß man schwerlich ihn sucht. Sey der Prinz nur ein Heinrich, der Offenheit fordere, und Offenheit schätze; so wird sehr wahrscheinlich auch ein edler, ehrwürdiger Sülly da seyn, von dem er ohne Erröthen sich, wo er irrt, darf zurechte weisen, und wo er strauchelt, darf unter die Arme greifen lassen. Liebt er aber dergleichen Hülfsleistungen nicht, und fordert er für

seine Person jene übertriebene Ehrfurcht, welche die spanische Etikette für die Person der Königinn vorschreibt; nun, so muß er dann auch zufrieden seyn, wenn sein Roß ihn schleift, ohne daß irgend jemand herzu eile, der ihm den Fuß aus dem Bügel ziehe. —

Wie viel Heinrich von seinem Sülly hören konnte, und wie sehr er die Freymüthigkeit dieses vortrefflichen Dieners schätzte; davon finden sich in den Denkwürdigkeiten des Letztern so angenehme, als überzeugende Proben. Er konnte zuweilen nicht wenig empfindlich, ja sogar zornig werden; aber immer war das Ende dieses Zornes, daß seine Freundschaft und sein Zutrauen wuchsen. „Es gibt der Narren,“ sagte er einmahl, „die sich einbilden, wenn ich mit Herrn von Sülly gespannt bin, daß das lange dauern soll; aber so bald ich erwäge, daß er mir nie Einwendungen macht, und nie mir entgegen ist, als zu meinem eigenen Besten und um meiner eigenen Ehre willen, so gewinne ich ihn immer lieber und lieber, und werde dann gleich ganz ungeduldig, es ihm zu sagen.“

In dieser und andern ähnlichen Aeußerungen hört man ohne Zweifel den guten und wohlgesinnten, aber nicht auch den weisen und glücklichen König? — Zwar weise hätte Heinrich noch etwas mehr seyn können, wenn er den Ermahnungen seines Sülly öfter gefolgt wäre: aber glück-

licher kann man sich ihn unmöglich denken, als in Augenblicken der vertraulichsten Herzensergießung gegen einen Mann, der mit jedem Blicke und jedem Worte ihm sagt, wie so innig er Theil an ihm nehme. Gewiß zählte auch Heinrich selbst diese Augenblicke zu seinen schönsten, und fühlte sich überreichlich für die kleine Verläugnung entschädigt, die sie seinem Stolze zuweilen kosten mochten. Diese Verläugnung zu üben, hatte er in eben der Schule gelernt, worin er noch sonst so viel Gutes und Großes lernte: in der Schule des Unglücks. Aber sollte denn Weisheit, nicht auch mitten im Glücke, zu dieser Verläugnung führen können, wenn ein so süßer und herrlicher Genuß, als der Genuß der Freundschaft, der Preis ist? Oder wäre vielleicht diese Freundschaft, mit der ganzen Weisheit selbst, so fest an das Unglück gekettet, daß sie davon durchaus nicht zu trennen wäre?

Anstand.

So wie jedes Alter und jedes Geschlecht, so hat auch jeder Stand sein ihm eigenes Schickliche, sein Decorum. Dieß ist so wahr, daß selbst der Narr von Profession keinen Unterschied macht. Er erscheint als zweyfacher Narr, wenn er sich ein Ansehen ge-

ben, eine Würde behaupten will, die mit seinem bekannten Charakter in Widerspruch steht.

Gundling, der am preußischen Hofe, Trotz des goldenen Schlüssels, den er trug, nichts als der Lustigmacher war, vermehrte das Lächerliche seiner Person durch seine hochmüthige, verachtende Miene, durch seinen pathetischen, feyerlich abgemessenen Gang, durch seine lang herabhangende spanische Knotenperrücke. Man würde sich seltener an ihm getrieben und ihn weniger bitter verspottet haben, wenn er sich in seine Lage hätte finden und gute Miene zu schlechtem Spiel machen können. —

Das Schickliche, wie sich schon hieraus abnehmen läßt, ändert sich nach Verschiedenheit der Personen unendlich ab; aber die Regel desselben ist doch nur Eine: Uebereinstimmung des äußern Betragens mit einem solchen innern Charakter, als entweder schon die Natur ihn angibt, oder doch das sonstige bekannte Verhältniß eines Menschen ihn schließen läßt.

Warum wird ein Weib verlacht, wenn es die Fäuste keck in die Seiten stämmt, oder mit ausgreifendem Schritte und von sich geschleudertem Arme einhergeht? Warum ein Mann, wenn er Schminke und Schönpflästerchen auflegt, oder ängstlich vor einem Frosch, einer Spinne davon läuft? — Warum macht sich ein Krieger verächtlich, wenn er seinen Putz zu sorgfältig wählt, oder wohl gar

von Ambra und wohlriechenden Wassern düftet? und warum ein öffentlicher Volkslehrer, wenn er zu muthwilligen Scherz treibt, oder sich von wilden heftigen Leidenschaften hinreissen läßt?

Weil wir immer wollen, daß der Mensch das seyn soll, was entweder die Natur aus ihm haben will, oder wozu ihn Wahl, Geburt, Umstände bestimmt haben. Weil wir daher von dem Weibe wollen, daß es nachgebend und sanft; von dem Manne, daß er edeleinfach und muthvoll; von dem Krieger, daß er gesetzt und abgehärtet; von dem Volkslehrer, daß er bescheiden und daß er Herr über sich sey. —

Was für ein Aeußeres einem Fürsten anstehen könne, läßt sich hiernach ohne Schwierigkeit aus seinem Berufe, seiner Bestimmung, finden. Er ist der erste Beschützer, Gesetzgeber, Richter, Sittenaufseher des Volks. Alle diese so wichtigen, großen Verhältnisse deuten auf hohe Bildung, auf Weisheit, auf Männlichkeit hin; und das Bewußtseyn derselben kann unmöglich anders, als der Seele, wenn sie einiger Maßen denkt und fühlt, eine gewisse Erhebung geben. Unsere erste, unnachläßlichste Forderung an einen Fürsten ist daher: Würde.

Diese Würde kann überspannt, oder vielmehr der Ausdruck derselben kann verfehlt, kann vergriffen werden; wie denn Philipp der Zweyte von Spanien und der Sohn des großen Con-

stantins ihn vergriffen. Die wahre Würde zeigt sich weder in der verachtenden Kälte des einen, noch in der unbeweglichen Steifheit des andern; sie bindet sich vielmehr äußerst gern mit Freundlichkeit, mit Güte, mit Anmuth: und wenn diese letztgenannten Eigenschaften eine so große, siegende Gewalt über die Herzen haben, so kömmt das weit weniger von ihnen selbst, als von der Würde, die sich ihnen beygemischt hat.

Indeß, wenn doch einer von beyden Fehlern seyn soll; so ist der Fehler der Uebertreibung der Würde noch unendlich erträglicher, als der ihrer zu großen Vernachlässigung. Ein Volk kann nicht tiefer gekränkt und nicht empfindlicher beschämt werden, als wenn es in seinem Fürsten, den es zu verehren verpflichtet ist, und den es auch wirklich zu verehren, wegen Erhabenheit des Amtes, sich kaum entbrechen kann, bald einen verzärtelten Weichling, bald einen possenhaften Tändler, bald einen rohen zügellosen Wüstling gewahr wird.

Das sind harte Benennungen: in der That; aber man urtheile, ob sie in Vergleichung mit dem verächtlichen Betragen so mancher Fürsten nicht noch viel zu schwach, viel zu schonend und sanft sind. Aus den neueren Zeiten darf man sich nur des einzigen Heinrich des Dritten von Frankreich, und aus den ältern nur jener Mißgeburt des Menschengeschlechts, des Kaisers Nero, erinnern.

Welch ein König, dieser Heinrich der Dritte von Frankreich! In seinem Geschmacke, sich zu kleiden, zeigt er sich als ein Weib; in seinen Liebhabereyen als ein kleines, spielendes Kind; in seinem Umgange und Ergetzlichkeiten als ein wilder, schamloser Jüngling. Wie mag die Galle so manches ehrliebenden Franzosen innerlich gesprudelt haben, wenn er sich unter den Befehlen eines so lächerlichen, eines so wahrhaft verächtlichen Halbmannes dachte!

Der Kopfputz Heinrichs war ganz von den Hofdamen entlehnt: eben die Art, das Haar in den Nacken hinab und wieder gegen den Scheitel zurück zu schlagen; eben das kleine sammetne Käppchen, und eben die niedlichen kleinen Locken um dieß Käppchen herum! Sein Latz war in gleichem Geschmack: mit eben den drey Kragen geziert, die damahls beym Frauenzimmer gebräuchlich waren; auch weit genug offen stehend, daß man die nackte Brust und zugleich eine Perlenschnur sehen konnte, die er vom Halse herab hangen hatte. Die Beschäftigung dieses Weichlings war seines Anputzes würdig: er schnitt Bilderchen aus, die er an den Wänden seiner Gemächer umher klebte; oder er begab sich, in Begleitung seiner geliebten, ihm in Kleidung und Sitten vollkommen ähnlichen Günstlinge, mitten unter seine Hunde, Affen und Papageyen, zu deren Anschaffung und Unterhalt er, Jahr für Jahr, an die zwey Tonnen Goldes verwandte. Das Spielen mit diesen Thieren war

ihm so zur Gewohnheit und zum Bedürfnisse geworden, daß er sie, mit dem ganzen dazu gehörigen Personengeschlepp, überall, auch auf seinen Reisen mitnahm; ja gegen die Hunde ward er zuletzt so äußerst zärtlich, daß er sich ein rundes Körbchen an die Schärpe befestigen ließ, und in diesem Körbchen immer einige der niedlichsten Schooßhündchen liegen hatte, die seine königliche Hand nicht müde ward, unter tausend süßen Bewegungen zu streicheln und zu liebkosen.

Dieser läppische, verächtliche Nichtsthuer Heinrich war indeß bey weitem der bessere Heinrich: der schlimmere warf sich, zur Carnavals-Zeit mit dem ganzen nichtswürdigen Gefolge seiner Lieblinge, in Masken; durchschwärmte, bald zu Pferde und bald zu Fuß, unter tausend Kindereyen und Possen, die ganze Hauptstadt; brachte nicht allein bey Tage alle Straßen in Aufruhr, sondern brach auch bey Nacht in das Innere der Wohnungen ein; störte die Ruhe der Familien und das Vergnügen der Gesellschaften, beschimpfte, beleidigte, mißhandelte Alles, was er ansichtig ward. — Da es sein Gewissen ihm vorhielt, daß mehrere dieser Unanständigkeiten auch Sünden wären, die dem Heile seiner Seele Gefahr brächten; so war er schlau genug, daß er sie bey dem Himmel durch gewisse andere Unanständigkeiten wieder gut zu machen suchte. Frankreichs König zog einen Pilgerrock an, und wallfahrtete an heilige Oerter; Frankreichs König warf einen Sack um, und trug

an seinem Gürtel hier eine Geißel, dort einen Rosenkranz, dessen Korallen zu lauter kleinen Todtenköpfen geschnitzt waren; Frankreichs König trieb sich in allen Klöstern umher, machte zu Fuß alle Processionen mit, stiftete, zur Erbauung des Volks, eigene Brüderschaften von Büßenden.

Daß er durch diese Gaukelwerke weder sein Volk, noch die Nachwelt versöhnt hat, zeigt die Geschichte. Er hat auf die Schande eines höchstverächtlichen Weichlings noch die eines abergläubischen Fantasten, eines schwärmerischen Andächtlers gehäuft. —

Allein so viel auch Paris an diesem seinen Heinrich gesehen hat; so hat doch Rom, welches die ganze übrige Welt im Ungeheuren, wie im Großen, hinter sich läßt, an seinem Nero noch etwas mehr gesehen. Es ist unmöglich, zu dem Sittengemählde dieses Nichtswürdigen den Pinsel nur aufzuheben, ohne daß die Scham sich abwende und Schonung fordere; einige einzelne Züge aus diesem Gemählde werden genug seyn müssen.

Und so denke man sich denn diesen ersten Mann seiner Zeit, diesen Beherrscher Roms und fast der ganzen bekannten Erde, wie er, in Sclavenkleider gehüllt, unter Bekleidung einer Bande von Nichtswürdigen, alle Straßen durchschweift, sich in öffentlichen Wirthshäusern und gemeinen Badstuben herum treibt, seine Begleiter ungeahn-

det rauben und plündern läßt, schimpfliche Wunden im pöbelhaften Handgemenge davon trägt, und von dem Gemahl einer edlen Römerinn, die er zur Nachtzeit auf der Straße anfällt, so empfindliche körperliche Züchtigungen empfängt, daß er ganze Tage das Zimmer hüthen muß, und beynahe sein Leben darüber einbüßt.

Oder man denke sich diesen glorreichen Imperator, wie er als Schauspieler und Sänger und Zitherschläger zuerst zwar nur in Privat-Häusern und vor Personen von Rang und Ansehen, dann aber auch öffentlich auf der Schaubühne des Volks, und im Angesichte des ganzen versammelten, ja ausdrücklich dazu eingeladenen Pöbels auftritt. Um ihn herum steht eine Cohorte seiner kaiserlichen Leibwache, und eine Anzahl der vornehmsten Kriegsbedienten: aus ihrer Mitte und vor den Augen derselben tritt er schamlos hervor, gesellt sich zu der Bande der gemeinen Zitherschläger und Sänger, unterwirft sich demüthig jeder Regel, welche die Ehrerbiethung gegen die Zuschauer vorschreibt, sinkt fast nieder vor Ohnmacht, aber wagt es nicht, nur einen Augenblick sich zum Ausruhen zu setzen, steht dann endlich mit gebeugtem Knie vor allem Volk, und erwartet mit aufgehobenen, flehenden Händen das Urtheil. Der gegen die Scham schon abgehärtete Römer jauchzt Bewunderung und Entzücken; der durch Zufall anwesende gesittetere Einwohner der Freystädte oder entfernter Provinzen steht erstaunt, unwillig, erbittert: seine Zunge und seine

Hände schweigen, aber die Schläge der überall vertheilten Soldaten wissen sie in Bewegung zu setzen. — Trunken von dem überströmenden Beyfalle eilt der gekrönte Sieger, mit ganzen Schaaren von Schauspielern, Sängern, Possenreissern, auch nach Griechenland hin, gewinnt dort zu Olympia über alle seine Mitstreiter den Preis, ja sogar, ob ihn gleich seine Pferde vom Wagen geworfen haben, auch über die Kutscher; durchzieht dann weiter, unter unaufhörlichem Singen und Zitherschlagen, das ganze Land, und erfüllt alle Griechische Städte mit seinem Kunsttalent, seinem Kaiserglanze, und — seiner Schande.

Es ist kaum möglich, so ungeheure, aber von den glaubwürdigsten Schriftstellern bestätigte Ausschweifungen anders, als durch eine Art von Wahnsinn, von Wuth zu erklären, in welche den Nero vielleicht jene Furien geißelten, die ihn unablässig wegen des Mordes seiner Mutter, seiner Lehrer, und so vieler edlen, unschuldigen Römer verfolgten.

Wofür aber, könnte man sagen, zu unsern jetzigen Zeiten so empörende Sittengemählde? Hätte man uns nicht den Ekel und den Widerwillen ersparen können, den die Betrachtung derselben einflößen muß? Heinrich ist nun lange schon Staub, und Nero noch länger; und wie sehr auch seine unwissende Frömmeley den immer zunehmenden Verfall der Sitten bejammern mag, so sind doch gewiß diese Sitten, nach so langen Zeiträumen, im-

mer besser, immer feiner geworden. Alle Warnung, welche sich aus jenen Beyspielen etwa ziehen ließe, kömmt für unsere heutigen Fürsten zu spät. — Unvergleichlich, wenn dem so ist! Mögen dann diese Blätter zu weiter nichts dienen, als jungen Prinzen zu zeigen, wie schamlos ehemahlige Regenten ihre Fürstenwürde mit Füßen traten, und wie treu dagegen unsere jetzt lebenden sie bewahren!

Empfehlungen.

„Gut, daß ich Sie hier treffe!“ — sagte der Aufseher der fürstlichen Vergnügungen zu dem Capell-Meister, den er bey Hofe im Vorzimmer fand. — „Der Fürst ist unzufrieden, höchst unzufrieden, mit der Capelle.“

Das geht mir nahe. —

„Es muß damit anders werden. Es müssen bessere Instrumente hinein.“

Wir haben so gute, als möglich. Nur die, welche sie spielen sollen — —

„Davon rede ich ja nur. Es sind Stümper, wahre Stümper darunter.“

Gewiß! — Und ich habe also Erlaubniß, ih-

rer einige zu verabschieden? Den Geiger zum Beyspiel, der vor einigen Monathen angesetzt ward?

„Den habe ja ich empfohlen! Der bleibt!"

Ich muß sagen: es ist der Elendeste unter allen. —

„Er bleibt. Er ist der Sohn meines Kammerdieners."

So werde ich wohl auch den Bruder von der Kammerfrau der Fürstinn nicht wegschicken dürfen; den Flötenisten.

„Wo denken Sie hin? Sie würden sich die höchste Ungnade der Fürstinn zuziehen. Ihro Durchlaucht lieben die Kammerfrau über alles."

Da ist noch ein schwindsüchtiger Fagotist: den hat der Erbprinz; ein halb lahmer Contre-Bassist, den hat die Frau Oberhofmeisterinn empfohlen.

„Die bleiben alle. Aber unter den Uebrigen —"

Da wüßte ich keinen, der zu entbehren wäre. Wir würden Mühe haben, ihres Gleichen zu finden.

„Eine Aenderung aber muß seyn. Schlechterdings!"

So werden also mehrere Stellen doppelt besetzt werden müssen; und dann bitte ich nur, die dazu nöthigen Summen anzuweisen.

„Sind Sie bey Sinnen? Der Fürst ist so

eben in größter Verlegenheit wegen Geldes. Alle Cassen sind leer."

Wenn man aber Leute ansetzt, muß man ihnen zu leben geben.

„Schon recht! Aber vom Gelde kein Wort; darum bitte ich. Sie müssen sich anders zu helfen suchen." — —

Daß durch ein so abgeschmacktes Gespräch die Capelle nicht besser ward, läßt sich errathen; vielmehr ward sie tagtäglich schlechter. So wie gute Spieler abgingen, kamen durch Empfehlungen, die größten Theils von dem weichern, theilnehmendern Geschlechte herrührten, mittelmäßige, auch wohl elende, an ihren Platz; und am Ende war die Capelle nicht mehr Capelle, sondern Institut zur Versorgung. Der Fürst, der sich an seinem Vergnügen beeinträchtiget sah, griff zuletzt mit einem Machtworte durch, vor welchem alles verstummen mußte. — Jetzt stehen nun die Unterthanen und erwarten mit banger Sehnsucht, daß ein ähnliches Machtwort auch die Collegien treffen und sie von einer Menge unnützer Glieder reinigen soll, die durch ähnliche Gunst und Fürsprache hinein gekommen. Die würdigsten Personen haben bis jetzt zurück stehen müssen; die ältesten, gerechtesten Ansprüche sind überhört worden; alle Geschäfte stocken: und die fürstlichen Räthe sind in Gefahr, eben so mit der Regierung umzuwerfen, wie die Capelle schon mehrmahlen mit Musikstücken umwarf. Indeß, da hier nicht vom Vergnügen des

Prinzen, sondern nur vom Landesbesten die Rede ist; so steht dahin, was geschehen wird.

Allerdings ist es auch keine Kleinigkeit, Aemter, die einmahl gegeben worden, wieder zu nehmen. Das Geschrey der Verabschiedeten würde nicht ungerecht seyn; es würde selbst diejenigen rühren, die von der Nothwendigkeit einer Aenderung am meisten durchdrungen sind; alle würden urtheilen, daß man keinen Untüchtigen anstellen, aber auch keinen Angestellten brotlos machen müsse. Der Fürst, um sich nicht durch Grausamkeiten verhaßt zu machen, würde eine Menge Gnadengelder zu zahlen haben; und seine Cassen, wie wir von dem Aufseher der Vergnügungen wissen, sind leer. Es ist also sehr zu fürchten, daß zum größten Nachtheile des Landes alles bleiben wird, wie es ist.

Wie Recht hatte doch der Vater des jetzigen Fürsten! Er selbst nahm durchaus keine Empfehlungen an; er hielt sich wegen der untergeordneten Diener schlechterdings an die vorgesetzten Oberhäupter, die er zu ihren Posten mit großer Sorgfalt zu wählen pflegte: diese allein durften vorschlagen; und sie wußten, daß sie sich der höchsten Ungnade des Fürsten aussetzten, wenn sie bey ihren Vorschlägen auf irgend ein Fürwort, und wenn auch von den höchsten Personen, Rücksicht nahmen. Das Empfehlen kam hierdurch nach und nach aus der Mode; der eigene Vortheil trieb die Oberhäupter an, zu ihren Unterarbeitern die geschicktesten, würdigsten

Männer auszusuchen; alle Geschäfte wurden aufs beste besorgt, und alle Unterthanen segneten die Ordnung und Thätigkeit dieser Regierung.

Spiel.

Es hat große Fürsten gegeben, die sich nie herab gelassen haben, weder mit Fremden, noch mit Unterthanen, und am wenigsten mit den letztern, zu spielen.

Das Spiel führt unter denen, die daran Theil nehmen, eine Art von vollkommener Gleichheit ein. — Beleidigte es vielleicht den Stolz jener Fürsten, sich Niedrigern auch nur auf einen Augenblick gleich zu setzen? Wir wollen ihnen lieber den bessern Bewegungsgrund geben, daß sie überhaupt am Spiel keinen Geschmack gefunden.

Sey das Spiel nur nicht eine Art von Erwerb, sondern wirklich Spiel; übe es nur auf eine vortheilhafte Art die Kräfte der Seele oder des Körpers; werde nur nicht die nöthige Zeit den Geschäften des Staats darüber entzogen: so ist es sicher einem Fürsten nicht unanständig. Ein Schach, um der bloßen Ehre willen, in einer müßigen Stunde gespielt, hat durchaus nichts, was der fürstlichen Würde entgegen wäre.

We-

Weniger anständig wird das Spiel, so bald der Preis desselben Gewinn ist. Die Börse des Unterthans zu leeren, den man nach der Regel für ärmer annehmen muß, hat etwas Kleines und Ungroßmüthiges; und es zu machen, wie August, der mit Fleiß verlor, da er hätte gewinnen können, hat für den Spielgenossen etwas Kränkendes und Herabsetzendes. Es müßte denn, wie in der That beym August, der Spielgenosse ein engerer Vertrauter, oder wohl gar ein Glied der Familie seyn.

Am unanständigsten wird für Fürsten das Spiel, wenn es zu den bloßen Glücksspielen gehört, die alle Ueberlegung, alle Geschicklichkeit ausschließen. Daß August das Spiel liebte, war so sehr nicht zu tadeln; daß er um Gewinn spielte, war bey seiner Wahl der Gesellschaft und bey seiner Großmuth mehr als verzeihlich; daß er ein gedankenloses Würfelspiel spielte, das verdrießt uns auf ihn.

Es scheint, als ob es auch die Römer verdrossen. Während des sicilianischen Krieges, wo der jüngere Pompejus zwey Mahl seine Flotten schlug, erschien ein Sinngedicht, in welchem die Liebe August's zum Würfeln durch die Begierde, doch auch einmahl zu gewinnen, hämisch genug erklärt ward.

Hohe Glücksspiele sollte ein Fürst schon darum verabscheuen, weil sie in wohlgeordneten Staaten, als verderblich für das Vermögen und die

Sitten der Unterthanen, pflegen verbothen zu werden. Einem Laster, das aus allen öffentlichen, vielleicht auch aus allen Privat-Häusern durch die Gesetze verbannt wird, sollte doch wahrlich der Wächter der Gesetze keine Zuflucht in seinem eigenen Pallast gönnen.

Auch findet sich bey diesen hohen sinnlosen Glücksspielen noch sonst eine Bedenklichkeit. Sie erregen oft die brausendsten, wüthendsten Leidenschaften, denen ein Fürst, um der Gefahr seiner Ehre willen, mit größter Sorgfalt ausweichen, nie sich ihnen bloß stellen sollte. Man erzählt von einer großen Unannehmlichkeit, die dem Könige von Pohlen, Kasimir dem Zweyten, beym Spiele widerfahren. Ein Edelmann seines Hofes, dem er sein ganzes Vermögen abgewonnen hatte, vergaß sich in seiner Wuth so sehr, daß er sich an dem Könige mit etwas mehr, als mit Worten, vergriff. Die Gesetze erkannten dem Edelmanne das Schwert zu; aber Kasimir dachte zu billig, um dieses Bluturtheil zu bestätigen. — „Ich allein," sagte er, „bin hier strafbar; ich hätte eine Gewohnheit nicht mitmachen sollen, die, wenn sie allgemein würde, das Verderben der Nation bewirken müßte. Auch war der Verurtheilte in jenem Augenblicke seiner selbst nicht mächtig; er schnaubte in seiner Wuth nach Rache, und da er sie an dem Glücke selbst nicht nehmen konnte, so nahm er sie an dem Günstling desselben."

Aufwand.

Das erste Todesurtheil zu unterzeichnen, muß für einen Regenten, der nicht mit der Seele eines Caligula geboren ist, ein höchst trauriges Geschäft seyn. — Königinn Christina von Schweden sagte einst von sich selbst: daß sie, aus Liebe zur Gerechtigkeit, zwar nur selten Missethäter begnadigt, aber auch nie einen verurtheilt habe, ohne Thränen dabey zu vergießen.

In der That, wenn der junge Regent nur einige Einbildungskraft hat, um sich die Scene des Gerichts zu vergegenwärtigen, das zitternde, schon halb erstorbene Opfer, das vom Blute triefende Schwert, das im Sande hinrollende Haupt: wie verhaßt muß er sein Richteramt, und wie verhaßt das Angesicht seines Kanzlers finden, der ihm das weggewiesene schauerliche Blatt immer hartnäckig zurück schiebt, und endlich durch Gründe auf Gründe ihm den Federzug abpreßt, womit er einen Menschen — ein ihm ähnliches Wesen — vernichtet! —

Aber, junger edler Regent! nicht diesen würdigen rechtschaffenen Greis sollten Sie hassen, der bey aller anscheinenden Härte doch ein fühlendes

Herz hat, und der gewiß, wenn er das Gesetz zu strenge oder die Anwendung zweifelhaft fände, mit Freuden der erste seyn würde, Sie zum Gebrauche Ihres schönsten Rechtes, des Rechtes der Begnadigung, aufzufordern. Ein ganz anderer ist es, und leider! Ihr Vertrauter, Ihr Günstling, dem Sie seine ruchlosen Plane, die Sie so unbefangen zu zeichnen pflegen, in Stücke reissen; den Sie mit ihrem bittersten, gerechtesten Abscheu verfolgen sollten. Was ihnen der Kanzler vorlegt, ist doch nur Ein Todesurtheil, und über einen Verbrecher; was Ihnen der Günstling vorlegt, sind tausend vereinigte Todesurtheile, und über ganz schuldlose Wesen.

Sie lieben Pracht und Vergnügen, und wünschen sich einen Landsitz, der an Größe, Geschmack und Auszierung weit und breit alle Fürstenwohnungen übertreffe. Sie wünschen einen Park voll mannigfaltiger kostbarer Anlagen: hinein geleitete Wasser zu Cascaden und ganzen Seen; marmorne Bildsäulen von den Händen der ersten Meister; Gewächshäuser, wovon das eine, um ostindische Temperatur darin zu erhalten, des Holzes mehr fressen wird, als woran die ganze Armuth Ihrer Hauptstadt sich wärmen könnte. Sie wünschen ein Schauspiel, das den vornehmsten Bühnen Europens, die Sie auf Ihren Reisen sahen, weder an äußerer Pracht, noch an innerem Werthe der Künstler weiche; ein glänzendes Carnaval, das der Fremde, wie der Inländer, bewundere, und das von vielen Meilen her alle Neugierigen und alle Freun-

de des Vergnügens an Ihren Hof locke: kurz, Sie hägen eine Menge fürstlicher Wünsche, die auf den ersten Blick nicht nur unschuldig, sondern selbst rühmlich und ehrenvoll scheinen.

Aber, Prinz, die Ausführung aller dieser Ideen wird unsäglich kostbar werden; sie wird nicht Tonnen Goldes, worauf man aus Unwissenheit oder Hinterlist sie Ihnen anschlägt; sie wird vielleicht Millionen verschlingen: und in welch einem Zustande sich Ihre Cassen durch den hohen Geist, die Reisen, die militärischen Spielwerke Ihrer in Gott ruhenden Vorväter befinden, wissen Sie selbst. — Doch Sie haben ja da den immer lächelnden, immer gefälligen Vorsitzer der Kammer: ihm entdecken Sie Ihre Wünsche, und er wird gewiß aus dem Reichthume seines unerschöpflichen Genies neue Entwürfe hervor ziehen, und wird es um so freudiger, da der Witz des Erfinders bey der Ausführung solcher Entwürfe nicht ohne Lohn bleibt. — Sehen Sie, wie sehr Sie Recht hatten, ihm zu vertrauen? Er ist schon fertig mit seinem Entwurf; und da die Abgabe nicht auf das Entbehrliche, das sich die Meisten versagen möchten, da sie klüglich auf Nothwendigkeiten des Lebens gelegt ist, wo auch der Aermste und der Sparsamste ihm nicht entwischen kann: so ist nach allem Ansehen der Ertrag, den er Ihnen so meisterhaft fertig vorrechnet, unfehlbar. — Sie werden doch in Ihrer Dankbarkeit mehr thun, als den edlen Mann bloß umarmen? Sie werden doch endlich das ersehnte Or-

denszeichen ihm mit eigener Hand um den Nacken werfen? —

Das Volk, an Druck und an Gehorsam gewöhnt, unterzieht sich dem Joche, und schweigt; aber nur zu bald werden die schrecklichen Folgen der Ueberspannung sichtbar werden. Während einige Wenige sich bereichern, wird die Dürftigkeit, die vorher schon in jeder Hütte wohnte, sich in tiefes Elend, der Unmuth in volle düstere Verzweifelung, der Fleiß, der sich nicht mehr vergebens abmatten will, in Lust zu Missethaten verwandeln. Dann, Prinz, werden zuerst Ihre Versatzhäuser und die Schränke der Wucherer sich mit Gütern, bald darauf Ihre Gefängnisse sich mit Verbrechern füllen, und Ihre Henker werden Arbeit erhalten. — Sehen Sie dort den kleinen unmündigen Knaben? Er ist schon Bettler! Der hülflose Vater, von schlechter Nahrung bey harter Arbeit erkrankt, hat ihn an die Landstraße geschickt. Schaudert Sie's nicht bey der Aussicht auf eine Nachwelt, die im Geschmack am Müßiggange, im Schmutz, in Unwissenheit und in Schamlosigkeit aufwuchs? Welche Sitten werden entstehen! Dieses zarte weibliche Geschöpf hier, mit Lumpen bedeckt, aber nicht ohne Spuren von Schönheit; wie frühe wird es, und auf welch einem Lager, und an welch einer Krankheit wird es verblühen!

Es bleiben freylich der Rechtschaffenen, der Edlen, auch in der niedrigsten Volks-Classe übrig;

aber wie ist ihr Zustand beschaffen! Können Sie, Prinz, wenn Sie in der That jene fühlende Seele haben, die Sie bey Unterzeichnung des ersten Todesurtheils verriethen; können Sie sich diesen Zustand nur denken, ohne erschüttert zu werden? Jener Greis mit dem redlichen Angesichte, und jenes treue gute Weib ihm zur Seite: sie saßen sonst Tag und Nacht, bey magerer spärlicher Kost, er am Weberstuhl, sie an der Spindel; und bey dem Ehrgefühle, das in den Seelen der Geringern oft so viel feiner und zärter, als in den Seelen der Vornehmsten ist, war ihr ganzer Wunsch für ihr Alter nur der: nicht nach Brot gehen zu dürfen. Jetzt fühlen sie ihre Kräfte erschöpft, und ein tödtliches Fieber hält sie an ihr Lager gefesselt. Wären denn diese Unglücklichen, nach einem so mühevollen, so nützlichen, so rechtschaffen vollbrachten Leben, keiner Hülfe des Arztes, keiner kleinen Erquickung im Tode würdig? Sie hatten gesorgt für diese Erquickung: sie hatten in bessern Jahren, auf den Fall einer Krankheit, ihren Sparpfennig zurück gelegt: aber nachfolgende schlimmere Zeiten haben ihn weggenommen: Sie, Prinz, haben ihn in Ihren Gärten verbaut, und Ihre Sänger und Sängerinnen haben ihn mit über die Gränze getragen. —

Nieder, rufen Sie, mit dem Vorhang vor diesen Scenen! — Es sey! — Aber, Prinz, entfernen Sie auf immer von Ihrem Angesichte den gefälligen Fühllosen, der, auf Kosten des Glücks und der Sittlichkeit Ihres Volkes, jedem Wun-

sche von Ihnen so demüthig entgegen kriecht; rufen Sie den kühnen Widersprecher zurück, der Ihnen durch lauten pflichtmäßigen Tadel Ihrer Verschwendungen so verhaßt ward, und lassen Sie tausend Mahl eher alle Ihre Anlagen verfallen, als daß die Hütte des Fleißes und der Tugend verfalle!

Redlichkeit.

Octavius und Antonius hatten sich, nach verabredetem Frieden, auf das Schiff des jüngern Pompejus zu einem Gastmahle begeben. — „Willst du Herr der Welt seyn und den Tod deines Vaters und Bruders rächen?" zischelte dem Pompejus sein erster Schiffshauptmann Menas ins Ohr: „ich darf nur gehen und das Ankertau kappen."

Pompejus mißbilligte und verwarf diesen Antrag; aber mit welch einer Aeußerung? — — „Wenn du für deinen eigenen Kopf die That gethan hättest," sagte er, „so hätte ich sie gut seyn lassen; ich selbst kann mich unmöglich entschließen, mein Wort zu brechen."

Wie? Macht es denn einen Unterschied, ob man eine nichtswürdige Handlung vor oder nach

ihrer Ausübung billigt? Kann ein edler Mann sie zwar nicht selbst befehlen, aber ohne Bedenken sie gut heißen und die Früchte davon genießen? Pompejus blieb ja Herr, die Verrätherey wieder gut zu machen; er durfte die Feldherren, die sich ihm auf Glauben vertraut hatten, nur sicher wieder an's Land setzen: und konnte er denn das mit Ehren unterlassen, wenn er die That selbst nicht mit Ehren befehlen konnte?

Ein gewisser deutscher Fürst, Albrecht, soll einst mit drey tausend Reisigen nach Wien gekommen seyn, und eine völlig ähnliche Antwort gegeben haben. — „Wollt Ihr," sagte sein oberster Hauptmann zu ihm, „so nehme ich den Kaiser gefangen, und Ihr seyd Herr über Wien und ganz Oesterreich." — „Ihr hättet handeln können, ohne mich zu fragen," soll Albrecht erwiedert haben; „ich selbst kann Euch eine schlechte That, wie die, nicht befehlen." — Ganz derselbe Mißverstand und derselbe Mangel an wahrer Ehre! Hätte denn Albrecht den gefangenen Kaiser nicht wieder los geben können? los geben müssen? Hätte er nicht zu seiner Rechtfertigung vor der Welt noch obendrein den Hauptmann bestrafen, oder ihn dem Kaiser selbst zur Bestrafung ausliefern müssen?

Wie ganz besser klingt eine andere Erzählung des Vorfalls zwischen Pompejus und Menas! — „Ein Mann wie Menas," soll der erstere ge-

fiat haben, „mag sein Wort brechen und seine Ehre schänden: eines Sohns des Pompejus ist das nicht würdig." — Dieser Ton ist der echte, der wahrhaft edle: an ihm erkennt man den Mann von ungeheucheltem Ehrgefühle, der Anspruch auf unsere ganze Hochachtung und Zuneigung hat. — Man bemerke, daß Menas ein bloßer Freygelassener war, und daß Pompejus ihm gleichsam die Gesinnung eines Sclaven vorwirft, die nie die Gesinnung eines freygebornen, edlen Römers seyn könne.

Nach jener ersten Erzählung ist Pompejus, so wie sein Gegenbild Albrecht, nicht im mindesten besser, als jener berüchtigte König von Bithynien, der seinen Gastfreund Hannibal zwar nicht selbst ausliefern wollte, aber ihn den Römern verrieth. Vielmehr ist jenes Paar noch ein wenig schlechter und tadelnswürdiger. Der Bithynier, wie man annehmen kann, hielt die Rettung Hannibals für unmöglich, und sich selbst glaubte er in Gefahr zu setzen, wenn er den Aufenthalt desselben nachzuweisen sich weigerte. Er handelte also aus Furcht und aus Noth, wie er nicht gehandelt haben würde, wenn er seinem Herzen hätte folgen dürfen; und es war noch immer löblich von ihm, daß er seinen Gastfreund selbst zu fangen, entweder zu gefühlvoll oder zu ehrliebend war. Aber welche Furcht oder welche Noth konnte einen Pompejus und einen Albrecht bewegen, den Ersatz des begangenen Unrechts zurück

zu halten? Der Bithynier erscheint in seiner Handlung mehr als ein Unglücklicher; diese in ihren Erklärungen mehr als Häuchler, als Schlechtdenkende, die an dem Verrath nicht so wohl das Wesen, als die Schande des Nahmens hassen. — Dennoch hatte Hannibal noch immer Recht, über beleidigte Gastfreundschaft zu klagen: denn hätte der Bithynier ganz untadelhaft handeln wollen: so hätte er den ungerechten Zorn der Römer nicht achten, seinen Freund, wenn auch nicht schützen, doch warnen, und falls er auch das für nicht thunlich oder für unnütz hielt, wenigstens an seinem Unglücke nicht den mindesten Theil nehmen müssen.

Noch mehr Recht aber hat Hannibal in seinen Klagen über die Römer. Es war höchst unwürdig gehandelt, einen Greis, der durch Jahre und widrige Schicksale schon so unschädlich geworden, in seinem letzten Zufluchtsorte aufzusuchen, und seinen Beschützer zur Verletzung des bey allen Völkern heilig geachteten Gastrechtes zu reitzen. — „Sind das die Römer," rief der erbitterte Feldherr aus, „deren Vorfahren den Pyrrhus, ob er gleich als Feind mit einem Kriegsheere in Italien stand, so edelmüthig vor einer Vergiftung warneten? Können die Söhne solcher Väter einen Gesandten, der Consul war, abfertigen, um einen fremden Fürsten zu der Schandthat aufzufordern, seinen Gast zu ermorden?" ——

Ein vortreffliches Beyspiel unbedingter Redlichkeit, das ganz im Geiste der alten Ritterschaft ist, gibt die Geschichte Johanns des Ersten von Frankreich. Dieser König war von dem Prinzen von Wallis in dem blutigen Treffen bey Poitiers zum Gefangenen gemacht, aber gegen eine Menge von Geißeln, die er für die Bezahlung eines sehr ansehnlichen Lösegeldes stellte, wieder frey gegeben worden. Unter diesen Geißeln befand sich auch sein zweyter Sohn, Herzog von Anjou; und dieser beging die Unwürdigkeit, sich, wider Wissen und Willen des Königs von England, aus seiner Gefangenschaft zu entfernen. Johann, um sein Mißfallen an dieser That öffentlich zu zeigen, und die Treulosigkeit seines Sohnes auf's vollkommenste wieder gut zu machen, schiffte sich ein nach England, und stellte sich selbst. Besser konnte er die schöne Maxime nicht bestätigen, die man ihm beylegt: daß, wenn Treue und Glauben von der ganzen übrigen Erde verschwunden wären, sie in dem Munde der Könige sich wieder finden müßten.

Ein ähnliches, nicht minder schönes Beyspiel von Redlichkeit enthält die deutsche Geschichte. — Kaiser Ludwig von Baiern hatte seinem gefangenen Gegenkaiser, Friedrich von Oesterreich, die Freyheit unter gewissen Bedingungen wieder gegeben, die dieser, in der vollsten Hoffnung, sie erfüllen zu können, eingegangen war. Diese Hoffnung aber schlug fehl, und Friedrich kam in den unangenehmen Fall, daß er entweder seinem

gegebenen Worte untreu werden, oder in seine Gefangenschaft zurück kehren mußte. Es wäre ihm äußerst leicht gewesen, sich durch den Papst, der ganz dazu gestimmt war, seines Eides entbinden zu lassen; aber über eine solche Maßregel, so wenig sie zu jenen Zeiten befremdet hätte, fühlte Friedrich sich erhaben: er entschloß sich kurz, und ging nach München zurück. Ludwig, von so viel Tugend gerührt, empfing ihn mit aller Zärtlichkeit eines Bruders; er aß mit ihm an einer Tafel, schlief mit ihm in einem Bette, und nahm ihn in der Folge, vermittelst eines feyerlichen Vertrages, zu seinem Mitkaiser an. —

Wie angenehm wird durch solche Beyspiele von edler Fürstentreue das Herz gerührt und erweitert! Und welche unglückliche Wirkung thut dagegen eine treulose, wortbrüchige, immer nur auf den eigenen, oder vielmehr auf den gegenwärtigen Vortheil sich einschränkende Politik! Diese Politik macht das Andenken Ferdinands des Katholischen so verhaßt, der von allen Königen, die Europa gesehen hat, der unzuverlässigste und bundbrüchigste war. — Ein gewisser Schriftsteller, der ihn loben wollte, sagte mit großer Naivetät: er sey in der That ein sehr preiswürdiger Monarch gewesen; nur mit dem einzigen kleinen Fehler, daß er nicht Wort gehalten. — Welcher Fürst, der noch einiges Gefühl von Ehre hat, möchte so ein Lob mit dem falschen Aragonier theilen?

Jagd.

Die ehemahligen, eben so grausamen als kostbaren Hetzjagden sind endlich, dem Himmel sey Dank! aus der Mode. Noch im Anfange und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machten sie eine der vornehmsten fürstlichen Vergnügungen aus.

Es war auch wohl wahrhaftig! sehr fürstlich, ein armes unschuldiges Thier, unter der wüthendsten Todesangst, bis zum Stürzen zu hetzen, um am Ende den unnützen Brotfressern, den Hunden, einen leckern Fraß zu verschaffen. —

Sonst, sagt man, ist die Jagd eine der anständigsten und nützlichsten Vergnügungen. Sie erhält die Gesundheit des Körpers, weckt den Muth, schärft das Auge, härtet ab gegen Beschwerden.

Alles recht schön! wenn nur nicht bey so manchen Fürsten die Jagd zu einer Leidenschaft würde, die sie von ihren nothwendigern, bessern Geschäften abzieht. Denn über Recht und Ordnung im Lande zu wachen, ohne sich blindlings den Dienern des Staats zu vertrauen; Anstalten zum allgemeinen Wohl in allen Fächern zu treffen, und selbst den

Fortgang dieser Anstalten zu beobachten und zu befördern: das ist denn doch, beym Himmel! ein wenig wichtiger, als einen Hasen aus seinem Lager zu stöbern, oder einem Schmalthiere die Kugel durch's Herz zu jagen, oder mit eigener höchster Hand eine Sau abzufangen.

Ein gewisser Antiochus von Syrien, der sich einst auf der Jagd von den Seinigen verloren hatte, soll in einer Bauernhütte, worin man ihn nicht erkannte, sehr derbe Wahrheiten hierüber gehört haben. Wenn doch jeder fürstliche Jäger sich eben so, wie Antiochus, verirren und gleiche Wahrheiten über sich hören müßte! Doch wer weiß, ob er den Edelmuth hätte, sie eben so dankbar, wie Antiochus, aufzunehmen! —

Die einzige Leidenschaft, die sich einer fürstlichen Seele bemächtigen sollte, ist die der Ehre, der wahren wohlverstandenen Ehre. Es gibt Fürsten genug, die durch Thaten im Kriege; und Gottlob! auch solche, die durch schönere, wenn gleich nicht so schimmernde, Thaten im Frieden sich einen großen Nahmen gemacht haben: aber durch Thaten der Jagd und durch erlegte Hirschböcke und Rehe hat es, seit dem Nimrod, noch keiner.

Wildbahnen.

Der größte Schaden, den die heutige Jagdlust der Fürsten stiftet, kömmt nicht mehr von ihnen und ihrem Gefolge selbst, aber von ihrem Wilde. Die Felder, die sie nicht mehr am lichten Tage zertreten lassen, lassen sie nächtlicher Weile abäsen oder umwühlen. Den Unterthanen wird die sauere Frucht ihrer Arbeit nicht mehr öffentlich geraubt, sie wird ihnen nur heimlich gestohlen.

Und nun komme der arme, zu Grunde gerichtete Landmann mit leeren Händen in's Amt, und erkläre sich unvermögend, die ihn drückenden ungeheuren Abgaben zu zahlen. — Er mag sich vorsehen, der Thor! Denn er wird doch nicht Lust haben, den Topf, in dem er kocht, und das Bett, auf dem er schläft, zu verlieren?

Besser, er bedient sich des Vortheils der Nacht, und schafft sich durch eine gute Kugel den Feind, der ihm seine Aecker verwüstet, vom Halse. — Was? schreyt hier laut die Gerechtigkeit: der Bube will zum Wilddiebe werden? Er will sich an den erklärten Schützlingen seines gnädigsten Landesvaters vergreifen? Weiß er denn nicht, daß er in Ketten und

Bande kommen, und Jahre lang auf der Festung die Karre schieben würde? —

Und so bleibt denn dem Landmanne nichts übrig, als daß er das, was er nicht vertheidigen darf, bewache, und durch blinden Lärm, so gut es gehen will, seinen Feind zu verscheuchen suche. Freylich ist es für ein fühlendes Herz empörend, daß der so nützliche und doch so unglückliche Bettler, der Landmann — denn was ist er in so manchen Gegenden mehr, als Bettler? — nachdem er vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne unter drückender Arbeit geächzt hat, nun noch der Erquickung des Schlafes entbehren soll, um das Erarbeitete — nicht für sich, der ja so wenig davon genießt, sondern für den Fürsten, der fast allen Gewinn davon zieht, zu bewachen. Wer eigentlich für diese Bewachung zu sorgen hätte, wäre nach aller Vernunft der Fürst; denn sein ist das Wild, und sein der Vortheil der Ernte: aber was gilt nun einmahl Vernunft gegen Macht? — Und Menschlichkeit und Gerechtigkeit vollends! — Wo ja noch Einhägungen um die Wildbahnen befindlich sind; da möchten wohl die meisten, wie König Johann von England, sie lieber niederreissen lassen, um ihrem theuren, werthen Wilde einen reichlicheren Fraß zu verschaffen. —

Wunder, daß die Fürsten nicht auch mit ihrem zahmen Viehe thun, was sie sich mit ihrem Wilde erlauben! Sie könnten viel Kosten erspa-

ren, und an rühmlichen Beyspielen dazu, aus sehr gesitteten und sehr nachahmungswürdigen Zeiten, würde es nicht fehlen. Ein gewisser Ferdinand von Neapel drang seinen Unterthanen Schweine zum Masten auf, und zwang sie, den Schaden zu ersetzen, wenn ihnen diese Thiere, auch ohne all ihr Verschulden, starben. Ein anderer, ein gewisser Eberulph, Zeitgenosse des Merovingischen Königs Chilperich, ließ Huf und Klaue geradezu auf die Aecker und in die Weinberge der Geringern treiben, und jeden, der sich widersetzte, nach Beschaffenheit seiner Laune, entweder nur abprügeln, oder auch gar verstümmeln.

Mit seinen Jagdhunden hat es, noch im letzten Jahrhunderte, ein deutscher Fürst so gemacht, daß die Bürger seiner kleinen Residenz-Stadt sie in ihre Häuser nehmen und füttern mußten, und daß jeder unglücklich ward, der sich nur im mindesten an ihnen vergriff. — —

Seit einigen Jahren, wie es heißt, hat die Grausamkeit des Wildhägens sich ein wenig vermindert. Es kamen so böse Gerüchte über den Rhein her, daß man es auf einmahl billig fand, dem Landmanne Erleichterung zu verschaffen, und alle Büchsen aller Förster gnädigst dazu in Bewegung setzte. — Das war gut an sich selbst! Aber mußte denn nur durch schändliche Furcht bewirkt werden, was so ehrenvoll durch Menschlichkeit und Gerechtigkeit hätte bewirkt werden können?

Feinheit.

Was man im sittlichen Verstande Feinheit nennt, ist, mit Boßheit verbunden, das Hassenswürdigste; mit Güte verbunden, das Liebenswürdigste in der Menschheit.

Es gibt eine rauhe, unfreundliche Art des Wohlthuns, die kaum dem gemeinen Bettler gerecht ist, und die den Mann von Ehre kränkt und beleidigt. Es gibt eine andere, zwar gut gemeinte, aber plumpe unzärtliche Art, wodurch die Wohlthat ihr Erfreuendes, ihr Verbindliches verliert; wodurch sie für den Empfänger zu einer neuen, und oft drückendern Last wird, als die war, die man ihm abnahm.

Das wahre Geheimniß der Wohlthätigkeit ist, daß man die Wohlthat zu verbergen, wenigstens sie herab zu setzen wisse; daß man dem Unglücklichen die Beschämung, seinen Mangel und seine Abhängigkeit zu gestehen, erspare; daß man sich weniger das Ansehen gebe, einen Schuldner zu machen, als ein Schuldner zu werden. Durch eine solche Schonung des Ehrgefühls können die unbedeutendsten Dienstleistungen einen Werth, eine Kraft

zu verbinden, erhalten, die ohne sie die größten, wesentlichsten Aufopferungen nicht hätten. —

„Sie reiten da ein gutes, sehr ruhiges Pferd," sagte Türenne zu einem Officier, der eigentlich ein altes, sehr schlechtes ritt, der aber zu arm war, um ein besseres bezahlen zu können. „Die meinigen sind für mich alten Mann ein wenig zu flüchtig, zu feurig: Sie würden mich Ihnen verbinden, wenn Sie einen Tausch treffen wollten." — Im Grunde sieht man wohl, war dieser Tausch ein Geschenk, und für einen Mann, wie Türenne, eben kein großes; aber wie ausnehmend gütig und schonend war die Art, womit er es antrug. Wie sehr mußte sich der Officier diesem edlen Manne verpflichtet fühlen, der mit der Aufmerksamkeit auf sein Bedürfniß so viel seine Aufmerksamkeit für seine Ehre verband. —

Verweise sind, ihrer Natur nach, beschämend und herabwürdigend, und mit dem rauhen Tone der Superiorität gesprochen, müssen sie eher erbittern, als bessern. Auch hier gibt es eine feinere, mildere Art, wodurch der Verweis seine Herbe, aber durchaus nicht seine Wirkung verliert; ja wodurch seine Wirkung vielmehr nur größer und sicherer gemacht wird. Türenne, der sich so gut aufs Wohlthun verstand, verstand sich nicht weniger gut aufs Verweisegeben.

Seine Soldaten plünderten im Hennegauischen ein Schloß, das sie im Sturm erobert hat-

ten. Sie fanden darin eine Frau von bewunderns-würdiger Schönheit, und brachten diese Frau, als den besten Theil der Beute, dem Feldherrn. Türenne, der sich durch diese Aufmerksamkeit ganz und gar nicht geschmeichelt fand, ließ sogleich den Mann der Unglücklichen vor sich fordern. — „Hier, mein Herr," sagte er, „empfangen Sie Ihre Gattinn zurück! Die Erhaltung der Ehre derselben haben Sie diesen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie empfangen Achtung für so viel Schönheit, und um sie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu sichern, brachten sie sie zu mir, ihrem Feldherrn."

Offenheit.

Verstellung ist für edle Seelen unerträglicher Zwang: ihr Element, worin sie leben, ist Wahrheit. — Es läßt daher auf einen guten Charakter bey Fürsten schließen, und es ist rühmlich für sie, wenn sie keine falsche Gesinnungen erhäucheln; wenn sie, zum Beyspiele, ein gefaßtes Mißtrauen nicht in ihr Herz verschließen können. Aber wieder ist es unaussprechlich klein, wenn sie dieses Mißtrauen nicht geradezu in Worten, sondern nur von weitem durch Blicke und durch finstere Gesichter äußern.

So wie Falschheit, so ist auch alles versteckte, hinterhältische Wesen einer edlen Seele zuwi-

der; denn es hängt sich darin an einen Rest von Falschheit noch eine gewisse Feigheit, die es nicht wagt, gerade und offen heraus zu gehen, oder eine gewisse Tücke, die ihre Lust daran findet, Personen, welche doch unschuldig und redlich seyn mögen, auf die Folter zu spannen.

Vielleicht zwar, daß dieser Schein von Feigheit und Tücke triegt, und daß vielmehr eine gewisse Gutherzigkeit zum Grunde liegt, der es schwer wird, zu beschämen und wehe zu thun. Aber dann ist diese Gutherzigkeit wenigstens sehr übel verstanden. Mag immerhin der Schuldige erblassen und zittern, wenn nur nicht der Unschuldige gekränkt und beleidiget wird!

Oft auch mag ein Fürst seiner eigenen Einsicht nicht trauen; er mag fürchten, beym Geständniß seines Argwohns als ein schwacher Kopf erfunden zu werden, der sich von jedem Schleicher, jedem Ohrenbläser mißbrauchen läßt. — Aber muß er sich denn gleich das Ansehen geben, als ob er glaube? Muß er sein Mißtrauen geradezu bekennen, da er es ja in Form einer bloßen Angabe, eines bloßen Zweifels vortragen kann?

Ueberdieß, was ist denn so Unerhörtes darin, wenn selbst die besten und klügsten Fürsten einmahl getäuscht werden? Ward es doch auch Heinrich der Vierte, und zwar in Ansehung seines Rosny, eines so geprüften, rechtschaffenen, ihm so

eifrig ergebenen Dieners! Jene heroische Sicherheit und Festigkeit im Urtheil, die einst Alexander gegen seinen Leibarzt bewies, ist nicht jedermanns Sache; und auch Alexander selbst wird gewußt haben, Unterschiede zu machen.

Anklagen mit der vorläufigen Bitte um Schweigen, um Geheimhalten, muß ein Fürst gar nicht hören. Denn die einzige gute, würdige Art, wie er sich bey Anklagen nehmen kann, ist die: daß er beydes, sich und den Angeklagten, durch offene Darlegung der Sache auf einmahl ins Licht setze; daß er von der einen Seite Beweise der Schuld, von der andern Beweise der Unschuld fordere, und daß er dann handle, wie er es findet: entweder den treulosen Diener, oder den verleumderischen Ohrenbläser bestrafe.

Hätte Heinrich aus falscher Furcht, seine Leichtgläubigkeit zu verrathen, oder einen würdigen Mann unverdient zu kränken, hinter dem Berge gehalten; so hätte er sich und seinen Minister um einen der schönsten Augenblicke ihres Lebens gebracht. Ja, vielleicht hätte er diesen großen, unersetzlichen Minister darüber verloren. Denn ganz verbergen konnte sich ihm ein Heinrich unmöglich; und welcher Mann, der sich fühlt, wird sich lange das lauliche, mißtrauische Wesen, das Schmollen und das Gesichterziehen gefallen lassen? Er wird denken, daß man einem Herrn, der nicht mehr traut, nicht mehr dienen, und Arbeiten, die nicht mehr fruchten, nicht mehr fortsetzen müsse.

So wie sich Heinrich nahm, nahm sich auch Johann der Fünfte von Portugal, einer der besseren Könige unsers Jahrhunderts. Zwey seiner Finanz-Räthe vereinigten sich aus Neid gegen einen dritten, der wegen seiner vorzüglichen Fähigkeiten auch in vorzüglicher Gunst stand. Sie überreichten dem Könige eine geheime, mit vieler Wahrscheinlichkeit ausgedachte Anzeige von allerhand Unterschleifen und Betriegereyen, die ihr Amtsgenosse sich erlaubt haben sollte. Johann gerieth in Erstaunen; aber, einmahl zum Mißtrauen aufgefordert, wandte er es noch mehr gegen die Ankläger, als gegen den Angeklagten. Er ließ ungesäumt den Letztern rufen, legte ihm, Punct vor Punct, die Anklage vor, und gab ihm zugleich sein königliches Wort: daß, wenn er sich schuldig wüßte, und es nur frey und offen gestände, dieses Geständniß seine ganze Strafe ausmachen, und er gegen das Versprechen, künftig rechtschaffener zu handeln, nichts von seinen Vortheilen verlieren sollte. Der Finanz-Rath bestand darauf, sich zu rechtfertigen, und es gelang ihm damit auf eine Art, daß kein Schatten eines Zweifels zurück blieb. Jetzt schrieb und siegelte der König mit eigener Hand einen Brief, den der Präsident des Finanz-Departements, an den er gerichtet war, Marquis von Alegrete, nicht anders als in voller Sitzung, eröffnen sollte. Der Brief enthielt: daß die beyden boßhaften Verleumder ihrer Stellen entsetzt, zu jedem andern Amte für unfähig erklärt, und nicht nur aus der Residenz, sondern auch aus dem Kö-

nigreiche entfernt werden sollten. So verband der weise Regent mit dem Vortheile, sich einen redlichen Diener zu erhalten, auch den, zweyer unredlicher los zu werden, und allen übrigen eine nachdrückliche Warnung zu geben.

Denkfreyheit.

Ein Gewässer, das nicht freyen Abfluß und nicht immer frische Zuflüsse hat, wird zum faulen stehenden Sumpfe, unter dessen grüner Decke nur Fröschen und Unken wohl ist. Einen solchen Sumpf wollte aus der Menschheit die Hierarchie, und wollen noch jetzt gewisse Eiferer daraus machen, die ihr das laute, gemeinsame Denken gar zu gerne verwehren möchten.

Das stille, einsame Denken zu verwehren, sind diese Herren, wie man rühmen muß, allzu billig. Auf seinem Kopfküssen, und im Verborgensten seines Herzens, mag ein jeder die Lehrsätze des eingeführten Glaubens-Systems oder die Verordnungen einer hohen Landesregierung mit den verwegensten, bittersten Zweifeln angreifen: sie werden das nie, auch nicht mit einem Gedanken, zu ahnden suchen.

Weil sie leider! nicht können: wird man hier sagen; aber wenn nur sonst jene Herren einige Einsicht besitzen, so darf man ihnen zutrauen, daß sie auch wirklich nicht wollen. Darum nicht: weil zuerst jenes leise, einsame Denken immer unwirksam und also unschädlich bleibt; und weil zweytens es auch hiermit ein Ende nehmen muß, so bald nur erst die heilsame Absicht, das laute gemeinsame Denken zu verwehren, erreicht ist.

Jener Seemann, der auf eine wüste Insel des Südmeers ausgesetzt, und beym Absegeln des Schiffs zurück geblieben war, hatte, als man nach einer Reihe von Jahren ihn endlich wieder fand, seine Sprache verloren. Warum? weil er in so langer Zeit niemanden gehabt hatte, mit dem er laut hätte reden können. — Laßt die Menschen, nur Ein Menschenalter hindurch, nicht mehr laut mit einander denken dürfen; und seyd gewiß, sie haben ihre Denkkraft verloren. —

Was bewegt denn aber jene Eiferer zu ihrem so bittern, erklärten Haß gegen das Denken? — Wenn wir sie selbst hören, so ist es theils ihre Frömmigkeit, ihre herzliche Anhänglichkeit an die Religion; theils ihr patriotischer Eifer für den Staat, ihre Vaterlandsliebe. „Die Zweifel," sagen sie, „werden so frech und so wild, daß sie alles umzukehren und aufzulösen drohen, und wenn man sich nicht bey Zeiten entgegen stämmt, so werden sie zuletzt alle Staaten, ja selbst den Himmel erschüt-

tern." — Den Himmel! — Es scheint, als ob die Herren noch an das alte Mährchen von einem himmeltragenden Atlas glaubten, und als ob sie Lust hätten, die Ehre eines so erhabenen Amtes mit ihm zu theilen. Aber sie mögen den gekrümmten Nacken nur wieder aufrichten, und die angestrengten Arme nur wieder sinken lassen: denn jenes große Gewölbe hat seine volle Sicherheit in sich selbst, und braucht zum Feststehen wahrlich nicht solcher ohnmächtigen Stützen. So lange eine Vernunft noch denkt, und ein Herz noch fühlt, ist die Gottheit sicher auf ihrem Throne.

Mit den Staaten freylich ist es ein anderes; aber doch klingt es seltsam, daß gerade die Denkfreyheit sie untergraben und umstürzen sollte. Was diese thun kann, ist doch nur einzig das: daß sie die Schwächen in der Grundlage und Verfassung des Staates, die Fehler in der Führung und Verwaltung desselben aufdeckt; daß sie den Mitteln nachforscht, wodurch ihm kann geholfen, wodurch er blühender und glücklicher kann gemacht werden; und das soll heißen: ihn umkehren, zerrütten, zertrümmern? — Wenn ein Bauverständiger mit aufmerksamem Blicke ein schadhaftes Gebäude durchgeht, und nun dem Besitzer räth, welche Wand er einschlagen, welchen Boden er aufbrechen soll; wirft er ihm damit das Haus über den Kopf zusammen? Oder wenn ein Arzt die Ursache von den Leiden seines Kranken ausspäht, und ihm die Mittel nennt, wodurch ihm kann geholfen, wodurch

sein Schmerz kann gelindert werden; thut er ihm damit an seiner Gesundheit, an seinem Leben Abbruch? — Wer Gefahr läuft, ist hier offenbar nicht der Hausbesitzer und nicht der Kranke: es ist das Ungeziefer, das in der Wohnung des einen, oder in den Eingeweiden des andern sein Wesen treibt, und das freylich in große Noth kömmt, wenn es beym Einreissen und Umbauen seine gewohnten Schlupfwinkel verliert, oder wenn die Arzeney an dem Schlamme und dem Moder, worin es züchtet, zu lösen und wegzuräumen anfängt.

Mag es seyn, was man klagt: daß es den meisten der Rathschläge, die gegeben werden, an Weisheit und Anwendbarkeit; dem Tone, worin sie gegeben werden, an ehrerbiethiger Bescheidenheit fehlt: muß man darum ein allgemeines todtes Schweigen, auch dem Klugen und dem Bescheidenen, gebiethen? — Ob jene erstere Klage Statt finde, das kann man doch, beym Himmel! nicht eher wissen, als bis man hört; und durch diese letztere wird man doch nimmermehr sich wollen abhalten lassen, einen wirklich weisen, heilsamen Rath zu erfahren? Ueber dieß wird ja den Thoren ein Klügerer schon zurechte weisen; und dem Machthaber bleibt es ja unbenommen, Frechheit an einem Denker so gut, als an jedem Andern, zu strafen.

Doch wozu eine Sache noch erst vertheidigen wollen, deren Güte auch ihre eigenen Feinde wohl

nicht bezweifeln! Oder wie? Sollten wirklich die Herren, die gegen die Denkfreyheit ein so lautes Geschrey erheben, und uns den Schaden, den sie in Zeit und Ewigkeit anrichten soll, mit so gräßlichen Farben schildern; sollten sie wirklich nicht wissen, daß eine bis zur höchsten Einfalt geläuterte Religion zu den beyden Zwecken, der Besserung und der Beruhigung des Menschen, noch immer hinreichend, ja daß nur sie zur Erreichung dieser Zwecke geschickt ist? Sollten sie wirklich nicht wissen, daß man einem Staate Glück wünschen muß, wenn er in seinem Schooße recht viele der denkenden, patriotischen Bürger nährt, die seine Mängel, wie seine Vorzüge, ergründet haben, und die keines der Mittel unerforscht oder ungeprüft lassen, wodurch seine Wohlfahrt kann erhöht, seinem Verfalle kann vorgebaut werden? — Es scheint, daß Eins von Beyden jene Herren uns nothwendig werden erlauben müssen: entweder, daß wir sie ihres Verstandes wegen bedauern, oder sie ihrer Denkungsart wegen verachten. Denn bewundern und lobpreisen werden wir doch die Falschheit nicht sollen, womit sie immer nichts, als Himmel und Vaterland, auf den Lippen, und nichts, als ihr eigenes armseliges Ich, auf dem Herzen tragen. —

Die Religion sollte es seyn, wofür der Diener des Altars mit diesem frommen Schaum vor dem Munde eifert? Das Vaterland sollte es seyn, wofür der Diener des Machthabers in einem so

empörten und so empörenden Tone seine Edicte abfaßt? — Das Ansehen, die Vortheile sind es, die der eine dieser Herren dem blinden Glauben des Volks, der andere seinem blinden Gehorsame verdankt, und die sie nun beyde sich wollen erhalten wissen, sollte auch alle Wahrheit und alles Menschenwohl darüber zu Trümmern gehen. — Daß sie so eifrig einer für des andern Rechte, wie für ihre eigenen, kämpfen, das mag uns weder irren, noch Wunder nehmen: sie wissen zu gut, diese Herren, daß ihre Vortheile, wie verschieden sie immer scheinen und in andern Verhältnissen auch wirklich sind, doch im Kriege gegen die Denkfreyheit ganz genau in einander greifen; daß blinden Gehorsam, und wieder blinder Gehorsam für blinden Glauben, die eigentlich passende Stimmung gibt, und daß Gewissen allein, oder Furcht vor Strafen allein, lange nicht so sicher und kraftvoll wirkt, als beyde Mittel vereinigt. Daher ihr Zusammentreten, ihr großmüthiges Vergessen aller gegenseitigen Klagen, so bald es ihrer gemeinschaftlichen Feindinn, der verhaßten Denkfreyheit, gilt. Und freylich ist diese Denkfreyheit von so unruhiger, aufrührerischer Natur, daß sie auf nichts weiter sinnt, als wie sie die Altäre des Aberglaubens umstoßen, Mißbräuchen und Unordnungen aller Art auf die Spur kommen, Entwürfe und Absichten jedes Schlechtdenkenden an das Licht ziehen, und Fürsten und Völker über ihre eigentlichen wahren Vortheile belehren soll. Was, nach älteren Rechten, für so schreyende Boßheiten der Empö-

herinn zukäme, wäre, wenn Geistliche urtheilten, der Scheiterhaufen, wenn Weltliche urtheilten, das Schwert; aber in unsern verderbten — oder, wie man es gerne beschönigen will, in unsern verfeinerten, gesitteten — Zeiten darf man ein so hartes Urtheil schon nicht mehr sprechen, um nicht ganz seinen Zweck zu verfehlen. Das gelindeste indessen, was gesprochen werden kann, ist: Verbannung.

Unbegreiflich bleibt hierbey nur das: woher man den Muth oder vielmehr die Schamlosigkeit nimmt, dem Fürsten ein solches Verbannungsurtheil vorzulegen, und ihm zur Vollziehung desselben, auch nur von fern, einen Antrag zu thun. Ist er weise, und versteht er sich auf seinen wahren Vortheil, der mit dem Vortheile des Staats immer so Eins ist, so scheint das Unternehmen in der That etwas tollkühn. Denn ihm sagen: Unterzeichnen Sie, gnädigster Herr, diesen Befehl gegen die Denkfreyheit! heißt dann anders nichts, als ihm sagen: Verläugnen Sie, gnädigster Herr, Ihre gewohnte Einsicht und Klugheit! handeln Sie einmahl, als ob Sie ganz so schlecht und so unedel dächten, wie wir! Treten Sie mit uns, den unwürdigen Dienern des Hauses, von welchem Sie Vater und Herr sind, zu Einer Verschwörung zusammen; und werfen Sie diese beschwerliche Aufseherinn, die Denkfreyheit, die uns bey unsern kleinen Diebereyen jeden Augenblick zittern macht, mit eigener höchster Hand über die Schwelle!

W i ß.

„Aber was haben Sie denn gegen den Herrn?" — fragte man einen Gelehrten, als er seine Abneigung gegen einen gewissen Staats-Minister zu erkennen gab, und ihn durchaus nicht besuchen wollte.

„Er ist witzig," erwiederte der Gelehrte.

„Nun? Und ist Witz denn ein Fehler?"

„An einem Großen — ja!" —

Voraus gesetzt, daß hier der neckende, der spöttelnde Witz gemeint war; so hatte der Gelehrte nicht Unrecht: denn wirklich hat der Große weit mehr Ursache, über seinen Witz zu wachen, als der Privat-Mann.

Mit einem Privat-Manne kann man zu thun, oder nicht zu thun haben, kann zu ihm kommen, oder nicht zu ihm kommen. Zu dem Großen führen uns theils unsere Verbindungen, theils sind wir ihm, Standes und Ansehens wegen, die Aufmerksamkeit schuldig, wenn er selbst uns sucht, ihm nicht auszuweichen. Im Dienste fehlen, ist oft lange nicht so gefährlich, als, wenn man ge-

laden ist, an der Tafel fehlen. Gnade von Höhern will angenommen seyn; Höflichkeit von unsers Gleichen läßt sich verbitten.

Den witzigen Privat-Mann kann man mit seiner eigenen Münze bezahlen, wenn man selbst nicht ohne Witz ist; mit einem Großen muß man behuthsamer gehen. Ihn zu beleidigen, ist gefährlich, und im Witzspiele einen empfindlichen Fleck zu treffen, so leicht. Ja selbst, daß man ihm im Witze überlegen ist und ihn zum Stillschweigen bringt, kann ihm Beleidigung dünken.

Der Geringere also, wenn er einige Weltklugheit besitzt, findet sich gegen den Großen in einer sehr nachtheiligen Lage, und es ist von dem letztern höchst unedelmüthig, diese nutzen zu wollen.

Aber auch für den Großen selbst ist wenig Vortheil bey seinem Witze. Schweigt der Angegriffene, oder sucht er eine bescheidene Wendung, um auszuweichen; so mögen Schmeichler den Witz des erstern mit noch so lautem Lachen bewundern: im Herzen fühlt doch ein jeder, daß der Kampf nicht wegen Ueberlegenheit des Geistes, sondern des Standes, ungleich ist, und daß der Spötter sehr unsanft möchte zu Boden gestreckt werden, wenn nicht seine äußere Würde ihn hielte.

Und wenn nun der Angegriffene frey genug denkt, um sich über sein Verhältniß hinweg zu se-

ßen, und es auf Wohl- oder Uebelnehmen zu wagen: wie unangenehm kann der Ausgang des Kampfes für den Großen werden! Vorzüglich, wenn der Geringere wirklich gereitzt worden, und Galle in seinen Witz mischt; oder wenn der Große, wie das so oft der Fall ist, zwar gerne Stöße austheilt, aber die Miene nicht finden kann, womit er Gegenstöße hinnehmen soll.

Gleichwohl würde es Albernheit verrathen, wenn man nur immer Ausfälle thun, und keine Gegenausfälle erlauben wollte. — Wem für seine Würde bange wird, der bleibe in seiner Würde!

Zar Peter, den seine Zeit, sein Vaterland, seine Erziehung entschuldigen, zeigte einem gewissen Koch, so oft er ihn ansichtig ward, das Zeichen der Hahnreyschaft, weil die Untreue von dem Weibe des Kochs öffentlich bekannt geworden. Er trieb den Scherz so oft und so ausgelassen, daß der erbitterte Koch ihn endlich derb auf die Finger schlug, um sich Frieden vor ihm zu schaffen.

Schickte es sich für den Zar, so etwas zu dulden? Und gleichwohl: mit welchem Rechte konnte er es übel nehmen oder bestrafen? —

Nicht, als ob aus dem Umgange und von der Tafel der Großen aller gesellschaftliche Witz, alles frohe Gelächter verbannt seyn sollte. Es ist hier offenbar nur von muthwilligen persönlichen Necke-

reyen und Ausfällen die Rede, die dem Großen gegen den Geringern nie ziemen, obgleich der Hang dazu so gemein ist.

National-Ehre.

Zu dem letzten Herzoge von Celle, der mit einer Französinn vermählt und von lauter Franzosen umringt war, sagte einst einer dieser Ausländer: „Drollicht, Monseigneur! Sie sind der einzige Etranger hier im Zimmer.“

Ob dieser Einfall bey dem Fürsten mag Glück gemacht haben? O ganz gewiß! Was von einem Franzosen herkömmt, ist Leckerbissen; es sey Ragout oder Bonmot. —

Aber, ruft hier ein deutscher Prinz, kann man denn auch mit andern Menschen leben, als mit Franzosen? Sie sind mitunter ein wenig zudringlich, frivol, süffisant; immerhin! Sie haben doch unendlich viel Geist, Lebhaftigkeit, Witz, und dabey etwas so Souples in ihrem Charakter, etwas so Sociables. — —

Wohl! So leben denn Ihro Durchlaucht mit Franzosen! Es wäre sehr anmaßend, Ihren Ge-

schmack bespötteln, oder Sie in der Wahl Ihres Umganges beschränken zu wollen. Auch haben Sie in dem, was Sie sagen, nicht Unrecht: die Franzosen sind wirklich ein Volk, das sich eben so viel Liebe zu erwerben weiß, als es Hochachtung verdient.

Nur, wenn man bitten darf, so lassen es Ihro Durchlaucht mit dem Lobe des fremden Volks genug seyn, und gehen Sie nicht zu einer Vergleichung desselben mit dem Ihrigen über! Der National-Charakter, den Sie kennen, möchte sich sonst ins Spiel mischen, und die Vergleichung ein wenig zu deutsch gerathen.

Dieß wäre zum Beyspiele der Fall, wenn Ihro Durchlaucht dem lebhaften Franzosen nun gleich den trägen Deutschen, den feinen Franzosen den plumpen Deutschen, dem witzigen Franzosen den geistlosen Deutschen entgegen stellten.

Möglich, daß über ein solches Urtheil niemand so sehr erschrecke und so sehr in Verlegenheit käme, als ein eben anwesender Franzose selbst. — Himmel! würde er bey sich denken, sind Monseigneur denn nicht selbst ein Deutscher? Trifft nicht Sie die Verachtung mit, die Sie auf Ihr ganzes Volk wälzen wollen? Glauben Sie, die Natur eines Deutschen darum ausgezogen zu haben, weil Sie eine fremde Sprache jargonniren?

Jargonniren klingt hart; aber im Denken muß man wissen, ist der Franzose eben so geradezu, als der Deutsche; er ist nur darin, daß er seine Gedanken versteckt.

So würde er, zum Beyspiel, in vorliegendem Falle weder zustimmen noch abstimmen wollen; er würde sich mit einer Wendung heraus ziehen. Das Genie, würde er etwa mit Lächeln sagen, thut doch nichts so gern, als verstärken: der lebhafteste Dichter bringt in seine Charaktere den schärfsten Contrast, der ausdruckvollste Mahler in seine Gesichter den meisten Schatten.

Und damit hätte er dann dem Prinzen ein scheinbares Compliment hingeworfen, das dieser selbst vielleicht für Lob, jeder andere für Spott nehmen würde.

Wäre es nicht besser gewesen, Ihro Durchlaucht hätten Ihr Urtheil ein wenig gemildert, und lieber bloß gesagt: die Nation hat der Stufen zu erreichen noch vor sich; andere Nationen sind ihr in diesem, in jenem Stücke zuvorgekommen; sie ist indessen auf gutem Wege, und man darf viel von ihr hoffen?

Ein solcher Ton würde weder den Deutschen verdrossen, noch den Fremden gejammert haben: beyde würden den Prinzen seiner Einsichten, seines Geschmacks wegen loben; und wenn vollends der

Letztere in wahre Bewunderung ausbrechen sollte, so dürfen Ihro Durchlaucht nur noch fortfahren: Was Literatur betrifft, so ist der Deutsche mit den Werken der Ausländer genau bekannt; es ist unmöglich, daß die Wunder, welche er von diesen gethan sieht, ihn nicht eifersüchtig machen sollten, und diese Eifersucht wird ihn anfeuern, spornen; sie wird ihn über sich selbst erheben.

Vortrefflich! würden hier vereinigt Franzose und Italiäner rufen, die nun weder mit ihrer Eitelkeit, noch mit ihrer Artigkeit mehr zu kämpfen hätten. Einen solchen deutschen Prinzen lassen wir gelten; der weiß sich in seiner eigenen Nation zu schätzen, und ist dabey gegen fremde Nationen so höchst gerecht. — —

Aerger als arg macht es derjenige Prinz, der die Nation, in Hinsicht auf ihre Geisteskräfte, nicht bloß für jetzt, sondern für alle Zukunft herab würdigt; der sie nicht bloß darum verachtet, weil sie noch wenig ist, sondern auch darum, weil sie nie etwas seyn wird.

Aber, fragt man, wie ist ein solches Urtheil wohl möglich? So: daß Seine Durchlaucht, wie Sie so gerne thun, über die ganze Sprache der Nation Gericht halten, und solche für äußerst rauh, barbarisch, mißtönend, weitschweifig, ungelenk; kurz, für elend in Bestandtheilen und im Zusammenbaue erklären. Mit einer solchen Sprache, wie

man wohl sieht, führe die Nation äußerst übel: sie könnte sich nicht von ihr los reissen, und doch auch nichts mit ihr leisten; alle Seelenkräfte wären ihr wie gelähmt, und all ihr Aufstreben nach Vortrefflichkeit wäre eitel. Das Vögelchen säße an der Leimruthe fest, und könnte wohl flattern, aber nicht fliegen.

Soll man hier lieber ausrufen: die arme Nation! oder der arme Prinz? — Daß Letzterer die Sprache fast gar nicht kennt, ist entschieden; und doch wagt er es, sie zur Beschämung eines ganzen Volkes zu verwerfen? Weiß er denn nicht, daß Völker, wie einzelne Menschen, sich nichts so ungern absprechen lassen, als ihren Kopf, ihren Witz? —

Nordens Herrscher haben sich hierin anders genommen, und wie man sagen muß, feiner. Sie haben dem Geiste der Nationen, denen sie einmahl angehörten, keine verächtliche Blicke gegeben; haben die Sprache derselben sich nicht anekeln lassen. Gustav und Katharina haben es Ihrer nicht unwürdig geglaubt, in der eigenen Sprache ihrer Völker zu schreiben.

Steht Geist und Sprache Deutschlands hinter Geist und Sprache Schwedens und Rußlands zurück? Oder fehlte es etwa Gustaven und Katharinen an Kenntniß, an feiner Empfindung, an Urtheilskraft und Geschmack? —

Laßt uns den Himmel bitten, daß es den Prinzen Deutschlands nur nie mehr daran fehle!

Cultur=Grad.

Prinzessinn Cunegunde von N.., ein Kind von nicht weniger Geist als Herzensgüte, sah aus ihrem Fenster dem traurigen Abschiede zu, den Väter, Mütter, Geschwister, von einer Menge junger Leute nahmen, die der Fürst, ihr Vater, nach Amerika hin bestimmt hatte. Sie fühlte sich durch diesen Anblick bis zu Thränen bewegt; und da sie weiter nichts für die armen Unglücklichen thun konnte, so raffte sie wenigstens ihr ganzes Bißchen Barschaft zusammen, um es ihnen hinunter zu schicken.

Noch an eben diesem Tage hatte sie eine Stunde in der Erdbeschreibung. — Wir gehen jetzt, sagte der Lehrer, nachdem wir die vier Welttheile im Allgemeinen betrachtet haben, zu unserm Europa, und gleich zu demjenigen Staate über, der für uns das meiste Interesse haben muß, zu Deutschland. Deutschland ist eines der größten, volkreichsten, mächtigsten, und in Ansehung seiner meisten Provinzen, wozu auch ganz vorzüglich die Provinzen Ihres Durchlauchtigsten Herrn

Vaters gehören, eines der aufgeklärtesten und gesittetsten Länder Europens. —

„Ich bitte Sie, lieber Herr S..," unterbrach ihn hier die Prinzessinn, „geben Sie doch ja auf alles, was Sie mir sagen, recht Achtung, und machen Sie nicht, daß ich wieder, wie gestern, an öffentlicher Tafel beschämt werde."

Beschämt, meine gnädigste Prinzessinn?

„Man sprach von einer abscheulichen Menschenart, die man Seelenverkäufer nannte, und bezeichnete die Häfen, in welchen sie ganz vorzüglich ihr Wesen trieben. Ich, um zu zeigen, was ich gelernt hätte, fuhr heraus: das wären Afrikanische Häfen. — Der fremde Prinz, der jetzt hier ist, und der sich immer so gern über alles aufhält, fing an zu lachen; die übrigen an der Tafel folgten ihm nach; und cher père, nachdem er erst recht gewiß geworden, daß wirklich die genannten Häfen Europäische wären, wollte gar nicht aufhören mich auszuschelten."

Aber wie kamen Sie denn auch auf diesen Gedanken, liebste Prinzessinn?

„Durch Sie! — Wissen Sie noch, als wir die vier Welttheile mit einander durchgingen, daß Sie mir von Afrika so sehr viel Böses und Häßliches sagten, und mir am Ende, als das Allerhäßlichste, den abscheulichen Menschenhandel nannten, der in der Welt nirgends, als dort, getrieben würde? Konnte ich denn anders glauben, als

daß die Häfen, wo die schändlichen Seelenverkäufer sich aufhielten, in Afrika lägen?"

Es war aber damahls, meine gnädigste Prinzessinn, nur von dem großen Menschenhandel die Rede; von dem nach Amerika hin.

„Da machen Sie mich nun wieder ganz irre. — Heute sagen Sie mir, unser Deutschland sey zu Europa gehörig, und doch sehe ich, wird auch hier Menschenhandel getrieben, und auch im Großen und auch nach Amerika hin. Denn hat nicht cher père alle die schönen jungen Leute, die diesen Morgen von hier mußten, nach Amerika hin verhandelt? Es waren ihrer ja mehr, als einige tausend. Da müßte denn doch gewiß, wenn auch keiner der Seehäfen, wo man die Menschen nur einzeln aufgreift, wenigstens unser Land hier, wo man sie bey Tausenden fortschickt, in Afrika liegen. — Und daß Sie es nun zu den aufgeklärtesten und gesittetsten Ländern Europens rechnen!"

Wär's denn das nicht, liebste Prinzessinn?

„Unmöglich! Oder ich habe alles von Ihnen ganz falsch verstanden. Sie sagten mir, eben bey Gelegenheit von Afrika, daß sich Aufklärung und Cultur dieses Welttheils schon aus dem einzigen Umstande des Menschenhandels beurtheilen ließe. Denn gewiß sey in einem Lande weder Licht noch Bildung — o! ich erinnere mich genau Ihrer Worte — — wo die Geringeren es duldeten, daß man sie wie Schlachtvieh verhandeln dürfte, und wo

die Großen den Muth und die Abscheulichkeit hätten, dergleichen zu wagen. — Ach, Sie setzten noch so vieles hinzu, lieber Herr S..., das mir seit diesem Morgen gar nicht mehr aus dem Sinne will, und das mir ein recht schweres, drückendes Gewicht an das Herz hängt. Ich seufze in einem fort; und gewiß nicht bloß wegen der armen Menschen, die man hier weggeschleppt hat, sondern auch besonders, ganz besonders wegen cher père."

Gnädigste Prinzessinn, sagte der sehr beunruhigte Lehrer: was kann ich gesprochen, was auch nur gedacht haben, das Sie Ihres gnädigsten Herrn Vaters wegen in diese Bewegung setzte? Ich beschwöre Sie bey der Güte, die Sie gegen mich zu hägen so oft versichert haben — —

„Seyn Sie ruhig, lieber Herr S...! Was wir hier reden, bleibt ja ganz unter uns! die Hofmeisterinn ist zum Glücke nicht da; und wenn ich's auch nicht um Ihrentwillen verschwiege, da man Ihnen wohl Manches sehr übel deuten möchte, so würde ich es schon aus Wehmuth verschweigen; aus Scham, daß es mein sonst guter und lieber Vater seyn muß, den solche Vorwürfe treffen."

Aber was denn für Vorwürfe? Um's Himmels willen! —

„Meinen Sie etwa, daß ich nicht Achtung gebe? — Es war gleich in einer der ersten Stunden, daß Sie mir von den vier Welttheilen im Allgemeinen einen Begriff zu machen suchten. Hier

bey dieser großen und bey den andern kleinen Inseln dort — — Sie hatte in ihrem Atlaß die Karte vom Südmeere aufgeschlagen — — sagten Sie mir, daß man sie zum fünften Welttheile hätte erheben wollen — womit aber Sie wenig zufrieden schienen; — und dann erzählten Sie, als Sie mir hier Neu-Seeland zeigten, von den dortigen Einwohnern und ihrer abscheulichen Sittenrohheit, und wie sie die armen Gefangenen, die ihnen in die Hände fielen, nicht allein todtschlügen, sondern sich auch ein Freudenmahl daraus machten, und sie verzehrten. Eine Sitte, die sich auch noch bey andern wilden Völkern, als z. B. in Amerika fände. Die Engländer, fuhren Sie fort, hätten sich selbst von dem Wohlgeschmacke, den diese Barbaren am Menschenfleische fänden, durch gemachte Probe überzeugt; und ein Otaheitischer Knabe auf ihrem Schiffe hätte sich still in einen Winkel gesetzt, und über das Elend der Menschheit Thränen vergossen. Ach, er ward mir so werth, dieser Knabe! — Merken Sie, sagten Sie dann zum Schluß, daß es die allerunterste Stufe der Barbarey ist, wenn Menschen ihres Gleichen verzehren: ein Gräuel, wovor auch unter den vernunftlosen Thieren alle edlere Gattungen einen Abscheu haben."

Nun, meine liebste Prinzessinn? ich sehe nicht ein — —

„Lassen Sie mich nur erst Afrika haben! Da ist es! — Hier bey dieser Küste, lieber Herr S..., und dort weiter oben bey jenen Flüssen, wieder-

hohlten Sie erst, was Sie bey Gelegenheit von Neu-Seeland gesagt hatten; und dann machten Sie mich auf die zweyte Stufe der Barbarey aufmerksam, von der Sie ausdrücklich behaupteten, daß sie über jene unterste des Menschenfressens sich nur wenig erhebe: auf das Menschenverhandeln. Sie konnten gar nicht fertig werden, mir Ihren Abscheu vor einer so ungeheuern Nichtswürdigkeit auszudrücken — Nichtswürdigkeit, lieber Herr S..., war Ihr Wort! — und dann sprachen Sie noch so vieles von der Rohheit, der Verworfenheit aller derer, die in diesen schändlichen Handel verwickelt wären; besonders auch von den afrikanischen Hungerleidern von Prinzen, die um eines geringen nichtswürdigen Gewinnstes willen das Blut ihrer Unterthanen an ein fremdes Volk nach einem fremden Welttheile hin verkauften. — Ich gab Ihnen damahls in allem so Recht, und stimmte in Ihren Abscheu mit ein; aber seit diesem Morgen — — ach lieber Herr S..., ich möchte mich hinsetzen, wie der gute junge Mensch aus Otaheiti, und möchte vor Jammer und Scham über mein Vaterland, über cher père, und über das Schicksal der armen Menschheit weinen." — Ihre Thränen flossen hier wirklich, indem sie ihr Gesicht, das ganz mit Schamröthe bedeckt war, zur Seite wandte. Sie bestätigte die Wahrheit von der Bemerkung des alten Griechen: daß ein Kind durch nichts so gedemüthiget werde, als durch Gefühl von der Schmach seiner Aeltern.

Die Verlegenheit des Lehrers über diese freylich von ihm veranlaßten, aber so wenig beabsichtigten Ideen-Verbindungen läßt sich begreifen. Er versuchte allerhand Einschränkungen, Unterscheidungen; deren aber keine dem zu feinen und richtigen Verstande der Prinzessinn genug that. Zum Glück für ihn war sie edeldenkend genug, daß sie schwieg; sonst, wenn die böse Laune Sauls über den Durchlauchtigsten Herrn Vater gekommen wäre, hätte Herr S..., zum Dank für seine Bemühungen, das Schicksal haben können, daß er den nächsten Transport nach Amerika hätte schmücken müssen.

Vergeltung.

Bey dem stäten, oft so schrecklichen Wechsel der Dinge, können Personen vom höchsten Ansehen in den Fall kommen, daß sie des Erbarmens der Niedrigsten bedürfen. Wohl dann denen, die selbst, in den Tagen ihres Glücks, Erbarmen geübt haben! sie werden die guten Folgen davon, in den Tagen ihres Unglücks, empfinden.

Was in unsern Zeiten geschehen ist, wovon, nur wenige Jahre zurück, noch niemand die Ahndung hatte, bedarf keiner Erwähnung. Man weiß, daß auch von dem rohesten, ergrimmtesten Pöbel,

mitten in der wildesten Wuth des Aufruhrs, Unterschiede gemacht wurden, die ihren Grund in einer dankbaren Erinnerung des Vergangenen hatten. Die ältere Geschichte hat uns ähnliche Beyspiele hinterlassen. —

In Sicilien war, um die Zeit des Aufruhrs der Gracchen, das Elend der dort befindlichen Sclavenmenge, die fast die Hälfte der Bevölkerung dieser Insel ausmachte, bis aufs höchste gestiegen. Einer der fühllosesten Wütheriche war ein gewisser Damophilus aus Enna, der alle seine Sclaven mit glühendem Eisen an der Stirn hatte brandmarken lassen, sie Nachts in enge Kerker zusammen preßte, und mit anbrechendem Morgen sie bey der magersten Kost, die kaum ihr Leben zu fristen hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib Megallis war gegen den weiblichen Theil des Gesindes nicht minder grausam. Die geringsten Fehler wurden mit den entsetzlichsten Züchtigungen bestraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefordert.

Unter diesen unerträglichen Leiden war der einzige Trost der Elenden die junge Tochter des Hauses, deren Herz für die Gefühle der Menschlichkeit eben so offen, als das Herz ihrer Aeltern dafür verschlossen war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte sie oft die wüthende Mutter zur Schonung: durch ihre innige Theilnahme machte sie Qualen, die sie nicht hatte abwenden können, er=

träglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit ersetzte sie, so viel sie konnte und durfte, die den Sclaven versagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der sich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem Stoff, bis in alle drey Spitzen der Insel verbreitete. Auf den Feldern des Damophilus brach er aus; er selbst, dieser Nichtswürdige, sein Weib, seine Tochter, da sie sich eben in einem Garten der Vorstadt sorglos erlustigten, fielen in die Hände der Sclaven. Nach dem Willen des Anführers, eines gewissen Ennus, sollte über den Damophilus ein förmliches Verhör gehalten werden, bey welchem Ankläger und Zeugen aufträten, und die Menge Richter wäre; aber die unaufhaltsame Wuth zweyer Sclaven, die vorzüglich grausam waren behandelt worden, machte diesem Scheingerichte ein Ende: sie stürzten über ihren Tyrannen her, und schlugen ihn mit wiederhohlten mörderischen Streichen zu Boden. Das Schicksal seines Weibes war fürchterlicher; denn sie fiel in die Hände ihrer Sclavinnen, die erst mit Furienwollust jede Art von Marter und von Mißhandlung an ihr erschöpften, und sie dann nach ersättigter Rache auf eine Anhöhe schleppten, um sie in die Tiefe zu stürzen.

Mitten unter diesen Stürmen der empörtesten, sinnlosesten Wuth blieb die Tochter nicht allein verschont, sondern erhielt auch die unverkennbarsten Beweise der Dankbarkeit, der Liebe und Ehrerbie-

thung. Ihr so oft bewiesenes Erbarmen war in aller Herzen; das Lob ihrer Menschlichkeit, ihrer Tugend, auf aller Lippen. Das geringste Vergehen gegen sie mit Wort oder That würde auf das empfindlichste seyn gerächt worden. Man beschloß, sie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Aeltern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevorstehenden wüthenden Krieges zu entfernen; durch ein sicheres Gefolge brachte man sie hinweg nach Katana, und überlieferte sie dort, unberührt, in die Hände ihrer Verwandten. — —

Die Geschichte hat uns so manche verabscheuungswürdige Nahmen, auch die eines Damophilus und einer Megallis, aufbehalten; warum hat sie uns doch den Nahmen dieser Guten, dieser Edlen verschwiegen? Doch auch ohne Nahmen verehrt der Freund der Menschheit ihr Andenken, und freut sich der so schön an ihr bestätigten Wahrheit: daß auch über die rohesten und fühllosesten Gemüther die Tugend ihr göttliches Recht behauptet.

Geschichte.

Die Geschichte ist für Könige eine treffliche Lehrerinn, die aber so unglücklich ist, etwas unachtsa-

me Schüler zu haben. — Würden wir sonst die ehemahligen Fehler mit den ehemahligen schlimmen Folgen immer zurück kommen sehen? Würden so oft neue Beyspiele zur Warnung dienen, wenn die Warnung älterer Beyspiele gefruchtet hätte? —

Könige! ruft so laut die Geschichte, wagt es nicht, gegen den herrschenden Geist euerer Zeit anzukämpfen; er ist durch eine Folge von Jahrhunderten eben so unwidertreiblich herbey geführt, als es durch die periodischen Umwälzungen des Himmels die Jahreszeiten sind: es ist gleich thöricht, diese oder jenen zurück halten zu wollen; und das geringste Uebel, was für Euch daraus erwachsen kann, ist, daß man an Euern Einsichten zweifelt. — Könige! laßt endlich ab von dem Wahne, als ob Ihr durch stäte Erweiterung Euerer Gränzen immer mächtiger würdet: der gedrungene, saftreiche Staatskörper ist stärker, als der aufgedunsene, entnervte; und wollt Ihr mächtiger werden, so sorgt für Thätigkeit, Sparsamkeit, Sitten, Gemeingeist. — Könige! verlaßt Euch nie gegen eine einfache, gediegene Macht, auf eine vielfache, zusammen gestückte: Cabale, Ungehorsam, Eifersucht, Neid, drohen Euch mit Zerrüttung Euerer durchdachtesten Plane; und am Ende werdet Ihr nicht, wie Ihr wolltet, Provinzen gewonnen, aber Provinzen verloren haben. — Könige! verhüthet, wenn immer möglich, daß nicht auswärtiger Krieg mit innerer Unruhe zusammen treffe: besänftiget die Gemüther durch Herstellung der alten Ordnung,

ehe Ihr Euch in den Krieg wagt; sucht und sichert den Frieden, ehe Ihr gefahrvolle innere Umwälzungen unternehmt; denn Faulstoff in den Eingeweiden des Staats, und äußere Wunden dazu, drohen den Tod. — Alles dieses, und wie viel mehr! ruft so laut die Geschichte: ihre Lehrlinge hören, aber dringen nicht in den Sinn ihrer Reden; oder wenn sie ja etwas fassen, so verlieren sie's wieder im Taumel der Ehrsucht, aus deren Zauberkelche sie nicht satt werden sich zu berauschen.

Man hat vergleichende Lebensbeschreibungen von einzelnen großen Männern geschrieben; vergleichende Erzählungen von einzelnen großen Weltbegebenheiten wären vielleicht keine schlechtere Arbeit. Hier zur Probe solcher parallelen Erzählungen nur eine, oder vielmehr nur die Hälfte davon: denn so bald der Fall aus der Vorwelt erzählt ist, wird den Fall aus der Mitwelt das Gedächtniß eines jeden ihm selbst erzählen. —

Die anfängliche Macht und Größe des Griechischen Kaiserthums war im siebenten und achten Jahrhundert schon tief herab gesunken, und das Reich in der nicht vortheilhaftesten Lage. Seine östlichen Provinzen wurden unablässig von einem eben so tapfern als grausamen Feinde, den Saracenen, bedroht, die schon öfter die kaiserlichen Heere überwunden, und vor den Thoren von Constantinopel selbst ihre Feldzeichen aufgepflanzt hatten. In den westlichen entferntern Provinzen hatte die Macht

der Longobarden sich immer weiter verbreitet, und es war von dem fruchtbaren obern Italien dem Kaiser schon nichts mehr übrig, als das so genannte Exarchat von Ravenna. Im Norden hatte das Reich einen eben so muthigen, als mächtigen Feind an dem Bulgaren-Könige, der in mehreren Schlachten gesiegt, sich in Thracien festgesetzt, und die umliegenden Gegenden der Hauptstadt auf das fürchterlichste verwüstet hatte.

So groß noch immer, Trotz allen diesen Unfällen, die Macht des Kaiserthums blieb; so gehörte doch nicht weniger Weisheit, als Tapferkeit dazu, um sie unter so nachtheiligen und schwierigen Umständen zu erhalten. Was man am sorgfältigsten zu verhindern hatte, waren innere Unruhen und Empörungen, als wodurch die Kraft, der Menge äußerer Feinde zu widerstehen, nothwendig gelähmt werden mußte. Reformen, und besonders in Religions-Sachen, wo sie immer so sehr bedenklich und gefahrvoll sind, mußten entweder ganz unterbleiben, oder doch nicht ohne die äußerste Vorsicht und Behuthsamkeit unternommen werden. —

Das Bilderstürmen, das dessen ungeachtet Kaiser Leo, mit dem Zunahmen der Isaurer, anfing, gibt uns freylich einen Beweis von seiner richtigen tiefern Einsicht in das eigentlich Wesentliche der Religion; auch können wir nicht anders, als den Muth und die Standhaftigkeit bewundern, womit er, Trotz dem Widerstande herrschsüchtiger Geistli-

chen und eines schwachsinnigen fanatischen Volks, darin fortfuhr. Aber ganz wider alle Staatsklugheit war die Heftigkeit seines Verfahrens, da er das Uebel nicht bloß allmählich einschränken, sondern auf einmahl ausrotten, nicht durch Lehre und Unterricht das Volk nach und nach vom Aberglauben abziehen, sondern auf einmahl durch Ansehen und Befehl erzwingen wollte, was unmöglich zu erzwingen steht: eine vernünftige Gottesverehrung. Alle Rechtgläubigen, oder was ganz das Nähmliche sagt, alle Altgläubigen wurden von Ensetzen und Abscheu ergriffen, als sie die so heilig geachteten Gegenstände ihrer Verehrung, und unter diesen selbst das Bildniß des Religions-Stifters, überall herunter gebrochen, in Winkel geworfen, zerstückt oder verbrannt; in der Folge auch Klöster eingezogen, und Personen, die bereits der Gottheit geweiht waren, in die Welt und das bürgerliche Leben zurück geführt sahen.

Der Geist der Empörung ward unter dem abergläubischen Volke, über diese zu rasche Aufklärung, in allen Provinzen rege: indessen gelang es dem Kaiser, obgleich nicht ohne Kämpfe und Blutvergießen, die Hauptstadt und die zunächst sie umgebenden Länder in Ehrfurcht zu erhalten. Aber unmöglich fand er dieses in Ansehung der entlegenern westlichen Provinzen, wo seine Macht natürlicher Weise schwächer, und das Volk dem alten Aberglauben, so wie dem Beschützer desselben, dem Bischofe von Rom, mit äußerster Schwärmerey ergeben war.

Die Unzufriedenheit brach hier in öffentliche Empörung aus, die bey der Beharrlichkeit des Kaisers auf seinem einmahl erklärten Entschlusse durch nichts mehr gedämpft werden konnte. Das ganze Land gerieth unter die Herrschaft der Longobarden, der es zwar Anfangs durch fremde Hülfe wieder entrissen ward, aber auch sogleich unter dieselbe zurück fiel. Als die Longobarden es dennoch endlich verloren; so geschah dieses nicht an die ehemahligen Besitzer, die griechischen Kaiser, sondern an den gallischen Usurpator Pipin, der diese wichtige Eroberung dem Stuhle zu Rom zum Geschenke machte, und dadurch den ersten Grund zu der weltlichen Hoheit und Souverainität des römischen Erzpriesters legte. Für das griechische Kaiserthum waren diese schönen Provinzen nun auf immer dahin; die Nachfolger Leo's fanden es unmöglich, auch noch im Westen zu fechten, da sie schon im Osten und Norden fochten, und da sie nicht selten alle ihre Kräfte anstrengen mußten, um sich nur aufrecht zu halten. —

Hätte, nach einer so deutlichen Warnung, als sich aus diesem Falle für alle künftigen Herrscher ergab, der Fehler des Leo je wiederhohlt werden sollen? Hätte ein neues, schöneres und blühenderes Exarchat in die Gefahr kommen sollen, eben so wie Ravenna, und aus Anfangs sehr ähnlichen Ursachen, verloren zu gehen?

Widerruf.

Daß unsere Großen lieber die französische, als die Landessprache reden, ist an sich eben nicht tadelnswürdig. Ein gemeinschaftliches Mittel zur Verständigung mit Fremden, als mit welchen die Großen ohne Unterlaß zu thun haben, muß freylich seyn; und um dieses Mittel in die Gewalt zu bekommen, muß man es üben. Aber zu bedauern ist es, daß gerade im Französischen so manche zur Sittlichkeit gehörige Begriffe in ein Licht treten, worin sie von ihrer Wahrheit verlieren.

Redensarten sind gleichsam das Kleid der Gedanken, und es ist nicht bloß von Personen, sondern auch von Begriffen wahr, daß man sie nach ihrem Kleide behandelt. Nur zu oft richten sich Achtung oder Verachtung, Wohlgefallen oder Mißfallen, nach bloßen Ausdrücken, die, nachdem sie zu milde oder zu hart sind, das Böse angenehm, oder das Gute verächtlich zeigen.

Die Redensart: seine Meinung widerrufen, seinen Entschluß zurück nehmen, läßt unser Urtheil über den Werth der Handlung unentschieden, und verweist uns, um diesen zu finden, auf Un-

tersuchung der jedesmahligen Umstände. Die Redensart: sich Lügen strafen, sich ein démenti geben, rennt dieser Untersuchung zuvor, und läßt uns jeden Widerruf, wie pflichtmäßig und heilsam er seyn mag, als schändlich und gehässig betrachten. Wenn uns ein Fremder ein démenti gibt, so reissen wir den Degen aus der Scheide, um es zu rächen; und wie? wir sollten so leichtsinnig mit unserer Ehre spielen, daß wir uns selbst eines gäben? —

Freylich hat sich der Fürst eine Verordnung entreissen lassen, die tausend Unruhen und Verdrießlichkeiten nach sich ziehen kann; freylich hat er ein Versprechen gegeben, das wider alle Staatsklugheit ist, oder in die Rechte eines Dritten unverantwortlich eingreift: freylich hat er, durch ein unvorsichtiges Wort, die Ehre eines rechtschaffenen Mannes aufs empfindlichste gekränkt: aber so gern er alles das wieder gut machte; wie soll er es anfangen? Das bloße W i d e r r u f e n, wie es der Deutsche nennen würde, ginge schon an; aber sich ein démenti zu geben, wie es der Franzose nennt, ist doch unmöglich. Ja, wenn es hieße: sich eine A u f k l ä r u n g geben! da wäre auf einmahl die ehrlose Sache, wenigstens in solchen Ländern, ehrlich, wo die Aufklärung nicht noch verhaßter klingt, als die Lüge.

Aber sollte man denn einer bloßen Redensart, einem bloßen armseligen Worte, diesen Einfluß

verstatten? Sollte um eines übelgewählten, zu harten Ausdrucks willen, unterlassen werden, was Klugheit und was Gerechtigkeit fordern? — Heinrich der Vierte, mit allem seinem richtigen Sinn für das Schickliche, gab sich kurz vor der Schlacht bey Jory ein ganz öffentliches démenti, indem er einen beleidigten Officier, den Obersten Schomberg, mit einer Art von Abbitte umarmte; und wer fühlt nicht, wie sehr ihm dieses démenti zur Ehre gereicht? Schomberg, der brave Deutsche, verachtete den König darum so wenig, daß er eben in dieser Schlacht mit einem Muthe und einer Hitze focht, die ihm sein Leben kostete. — —

Die Sache genauer erwogen; so heißt Widerrufen freylich: sich zu einer Unvorsichtigkeit, zu einem Fehltritte des Verstandes oder der Leidenschaft, kurz, zu einem Irrthume bekennen; und darin liegt nun Schlimmes und Gutes neben einander: der Irrthum, und das Bekennen des Irrthums. Nur ist das Schlimme, wie man bald einsehen wird, bey weitem nicht in gleichem Grade schlimm, als worin das Gute gut ist.

Irren, wissen wir, ist das Schicksal der Menschheit; und wer sich zu einem Irrthume bekennt, gibt sich damit nicht einer Schande, nur einer Schwachheit schuldig, und einer Schwachheit, die er mit den weisesten, edelsten Menschen gemein hat.

Hingegen, wer seine Schwachheit abläugnen und beschönigen möchte; wer, um sich nicht bloß zu geben, lieber die Folgen des Irrthums, wie verderblich sie immer seyn mögen, fortdauern läßt: der vermehrt zuvörderst die alte Schwachheit mit einer neuen, und setzt dann noch wahre Schande hinzu; er läßt sich, durch falsche Scham einer armseligen Eitelkeit, zu einer Handlung der Bosheit verleiten.

Der edle Mann, der seine Eitelkeit so gut wie jeder Andere hat, fühlt den Widerstand derselben, aber ohne daß er ihr nachgäbe: er bekämpft und besiegt sie, und bringt sie der wahren Ehre zum Opfer. Durch das Geständniß einer sehr verzeihlichen Schwachheit gibt er den Beweis einer sehr hochachtungswürdigen Stärke.

Aber ohne Mühe ist denn doch nie dieser Kampf; ohne Scham ist für feinere Seelen, die den Trieb nach Vollkommenheit fühlen, und lieber schon in ihrem Besitze wären, als um sie würben, nie das Geständniß von Schwachheiten: und so nehmen sich diese aus jedem solchen Falle die Warnung, nicht so leicht von neuem zu irren, um nicht von neuem widerrufen zu dürfen. —

Verächtlich kann der Widerruf nur in zwey Fällen machen: wenn er entweder nicht freywillig, sondern erzwungen, nicht aus Edelmuth oder verbesserter Einsicht, sondern aus Furcht und aus

Feigheit erfolgt; oder wenn er so oft, mit so vielem Leichtsinn geschieht, daß man sich nicht entbrechen kann, auf Mangel an Einsicht und Mangel an Ehre zugleich zu schließen.

Der weise Fürst wird sich vor beyden Fällen so sorgfältig hüthen, als möglich; er weiß, daß er in dem erstern seinem persönlichen Ansehen, und in dem andern der ganzen Kraft seiner Regierung unendlich schaden würde. Einmahl dafür bekannt, daß er sich durch Widerstand eintreiben lasse; wie viel Widerstand bey jeder Gelegenheit muß er fürchten! und einmahl seine Verordnungen in dem Rufe, daß sie nach Monathen, Wochen, Tagen schon ihm selbst nichts mehr gelten; was für Folgsamkeit für diese Verordnungen, auch in den dringendsten: wichtigsten Fällen, kann er erwarten?

Aus diesem Grunde ist es ihm Regel; ehe er irgend einen Entschluß von Wichtigkeit faßt, alle Gründe dafür und dawider genau gegen einander abzuwägen, um, wenn er erst ein Mahl diesen Entschluß erklärt hat, mit mannhafter Festigkeit ihn durchzusetzen, und den Schein eines schwankenden Willens, der immer von so übler Wirkung ist, zu vermeiden. Kleinere Unvollkommenheiten der getroffenen Einrichtungen wird er aus eben dieser Ursache so sehr nicht achten; nur, wenn er größere, die von ernsthaften, bedeutenden Folgen seyn können, gewahr wird: so wird er durch keine falsche Scham sich hindern lassen, diese Einrichtungen

wieder aufzuheben; er wird jeden besondern Entschluß dem allgemeinen unabänderlichen Entschlusse unterordnen: so viel er kann und weiß, die Glückseligkeit seines Volks zu erhöhen. Eben so, wenn ihn einmahl Menschlichkeit zur Beleidigung der Unschuld, oder gar des Verdienstes, hinriß, wird er nicht erröthen, seinen Fehler zurück zu nehmen; er wird auf das Beyspiel Heinrichs des Vierten, oder das gleichermunternde Carls des Fünften von Frankreich sehen, der darum in der Geschichte gewiß nicht weniger glänzt, weil er eine Ungerechtigkeit gegen einen würdigen und edlen Diener, den berühmten du Guesclin, wieder gut machen konnte.

Fassung.

Mangel an Geistesgegenwart bey unerwarteten widrigen Vorfällen ist einer der größten Fehler an einem Fürsten. Wer sich an ein Steuerruder setzt, es sey um ein Schiff oder einen Staat zu regieren, der darf nicht immer nur auf heitern Himmel und hohes Meer, er muß auch auf Stürme und klippige Ufer rechnen, und in Gefahr sich zu nehmen wissen.

Philipp von Spanien, der durch alle übrigen Eigenschaften seines Charakters empört und

zurück stößt, zeigt sich in dem einzigen Stücke groß und bewunderns würdig, daß er die widrigsten, selbst die schrecklichsten Nachrichten mit so viel Ruhe und Gleichmuth aufnahm. Als er den Untergang seiner gegen Elisabeth gerüsteten unüberwindlichen Flotte erfuhr, sagte er ohne sichtbare Erschütterung: „Ich hatte sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme gesandt." — Diese Besonnenheit, diese augenblickliche Fassung des Gemüths, scheint uns einen wahrhaften König, einen Mann anzukündigen, der über ein ganzes zahlloses Volk nicht bloß durch seinen Rang, sondern auch durch seine Seelengröße hervor ragt.

Klein und ärmlich finden wir dagegen Philipp den Sechsten von Frankreich, wenn wir von der Noth und Angst seiner Hofleute lesen, da sie ihm die unglückliche Seeschlacht bey Sluys hinterbringen sollen. Es war zwar freylich nichts Kleines, eine ganze Flotte von vier hundert Segeln an einem einzigen Tage einzubüßen; aber, einmahl im Kriege begriffen, mußte Philipp auf Verlust, wie auf Gewinn, auf Niederlagen, wie auf Triumphe, gefaßt seyn, und man mußte ihm ein Unglück ankündigen können, ohne daß man für ihn oder für sich selbst zu zittern brauchte.

Völlig kalt, oder wie man es zu nennen pflegt, sich völlig gleich, auch bey den größten Unfällen, zu bleiben, ist nur dann möglich, wenn man gedankenlos ist; und eine solche Kälte würde

also keinen Anspruch auf Ehre haben. Aber wahrlich hat ihn auch nicht jenes Unvermögen zum Widerstande, jene Seelenschwäche, die den Unfällen so ganz erliegt, daß der Mensch entweder ohnmächtig niedersinkt, oder in eine wilde, sinnlose Wuth versetzt wird. In welchen von diesen Zuständen das Schrecken sich auflösen mag, so fühlen wir uns gewiß zur Verachtung gereitzt; nur wird das eine Mahl diese Verachtung einen Zusatz von Mitleiden, das andere Mahl von Hohn oder von Abscheu haben. Tobt nähmlich der Unglückliche gegen todte fühllose Gegenstände oder gegen Wesen der bloßen Einbildung an, wie gegen die Elemente, die Gestirne, das Schicksal: so hören wir nichts, als kindliche Thorheiten, und können spotten; bricht er gegen lebende, empfindende Wesen aus, wie gegen den unschuldigen Bothen oder den unglücklich gewesenen Führer: so sehen wir vielleicht auch Gräuelthaten, und müssen zittern. In Carthago hätte man den Admiral, den Philipp von Spanien gütig bey sich aufnahm, ans Kreuz geschlagen.

Wie unendlich wichtig die Gabe der Fassung, des ruhigen Gleichmuths sey, das zeigt sich vorzüglich da, wo gehandelt werden soll; wo ein großes Interesse, vielleicht von ganzen Staaten, an der Entscheidung steht, und wo die Augen Aller, wie mit Einem Blicke, sich auf den Mann an der Spitze heften. Hier nicht jeden sich darbiethenden Vortheil, jeden vom Gegentheile begangenen

Fehler, auf der Stelle inne werden und nutzen; zweifeln und Anstand nehmen, wo mit Blitzesschnelle mußte gedacht und ausgeführt werden; sich selbst erschrocken und bange zeigen, und gleich beym ersten Schwanken der Schale verzweifeln, statt mit rascher, kühner Hand sie zu ergreifen und niederzudrücken; welche Hoffnung zum guten Erfolge läßt das übrig, und welchen vortheilhaften Eindruck auf die Seelen der Mithandelnden kann es machen?

„Auch in mein Lager?" — ruft der ganz verwirrte Pompejus, da er nach der Schlacht bey Pharsalia hört, daß Cäsar zur Bestürmung desselben heran rücke. Und so, ohne irgend eine Vorkehrung zu machen, ohne die tapfern Cohorten, die nach seiner Flucht noch so muthigen Widerstand thaten, zu sammeln, zu ordnen, durch eigenen Muth zu befeuern, wirft er die Zeichen seiner Würde von sich, und flieht — einem Schicksale entgegen, das für ihn unendlich trauriger seyn muß, als der Tod auf dem Schlachtfelde. Das Glück, das sein ganzes Leben hindurch bey ihm ausgehalten hatte, verläßt hier den Mann, der sich selbst hat verlassen können.

„Labienus flieht!" — ruft der unerschütterte Cäsar; nicht, weil der tapfere Feldherr wirklich floh, sondern weil er sich einen Augenblick entfernte, um sein Lager zu decken. Und durch dieses einzige Wort wie zu neuem Leben erweckt,

sammeln die schon wankenden, ermatteten, kaum mehr fechtenden Truppen ihre letzte Kraft, stürmen mit unwiderstehlicher Wuth auf den Feind, und entscheiden die berühmte, blutige Schlacht bey Munda, wo es, nach Cäsars eigenem Geständnisse, nicht bloß den Sieg galt, sondern das Leben. Ein einziger wohlbenutzter Augenblick wirft dem Feldherrn das stolze Rom und fast alle Königreiche der Erde zu Füßen. —

In neuern Zeiten hat vielleicht niemand durch Ruhe in den mißlichsten Lagen, durch Festigkeit und Furchtlosigkeit mehr sich ausgezeichnet, als Cromwell. Das Schicksal, das er befürchten mußte, wenn der junge Carl, mit Rache für seinen ermordeten Vater im Herzen, sich auf den Thron schwang, war schrecklich, und in mehr als einem Zeitpuncte war dieß Schicksal ihm nahe. — Das eine Mahl hat Carl, oder haben vielmehr seine trefflichen Generale, die in Schottland stehenden Truppen Cromwells und den aus Irland zur Verstärkung herüber geeilten Ireton schon aufs Haupt geschlagen; der schottische Thron ist gewonnen, und der Weg zum englischen scheint geöffnet. Das andere Mahl steht Carl schon tief in England selbst, mit einem furchtbaren, durch englische Größe verstärkten und unterhaltenen Heere; schon ist er Herr von Worcester, und wie bald ist nun Oxford, wie bald ist London erreicht! — Cromwell, als ob er ausdrücklich die Gefahr ihren höchsten Punct will erreichen lassen, um mit desto größerm Ruhme

sie

sie niederzuschlagen, und Krieg und Empörungsgeist auf ewig zurück zu schrecken, bleibt ruhig zu London bey seinen Geschäften; keine Miene, kein Wort von ihm verräth die mindeste Sorge: man sollte die Nachricht von den Fortschritten Carls für Erdichtung halten: so faltenlos und so heiter ist seine Stirn. Durch diesen Gleichmuth, diesen festen Glauben an sich selbst und an die Ueberlegenheit seines Geistes, wirkt er so, wie er will, beydes auf Freunde und Feinde: der Haß von diesen, so gern er in Thaten ausbräche, liegt ruhig fort an der Kette der Furcht, und der Muth von jenen, so natürlich er sinken müßte, schwillt empor und wird kühner. Auf einmahl heißt es: Cromwell steht an der Spitze des Heeres! und gleich darauf: Cromwell hat Alles vor sich niedergetreten; der Feind ist nicht bloß besiegt; ist vernichtet! — —

Aber, kann man hier sagen, ist es erlaubt, einen Mann wie Cromwell, der in der Geschichte eine so äußerst verhaßte Rolle spielt, gleichsam zum Muster der Nachahmung aufzustellen? — Er war Kronenräuber, dieser Cromwell, Fanatiker, Königsmörder, ein in vielen Rücksichten verabscheuungswürdiger Mann; aber sein Muth und seine Festigkeit waren doch sicher gut und groß: und Gutes und Großes muß man nicht verschmähen, auch an einem Bösewichte zu bewundern.

Schade nur, daß man hier mit dem bloßen Bewundern sich wird begnügen müssen; denn zu

lernen und nachzuahmen ist so etwas schwerlich. Beyspiele, wie das angeführte, wirken bloß auf diejenigen Seelen, in denen sie die schon vorhandene Kraft nur zu reitzen und zu beleben brauchen; schwächern Seelen theilen sie die Tugend, die sie aufstellen, eben so wenig mit, als der Magnet seine Eigenschaften, außer dem harten ihm befreundeten Eisen, irgend sonst einem Metalle mittheilt. In andern Hinsichten läßt eine unvollkommene Natur durch Einsicht und festen Vorsatz sich um ein Großes verbessern; in Hinsicht der Entschlossenheit und des Muthes gerade am wenigsten: und das ist denn freylich wohl schlimm, da man seine Natur sich nicht wählt.

Ohne allen Nutzen wird indessen das Gesagte nicht seyn, wenn Fürsten von schwächerm Charakter sich die Lehre daraus abziehen wollen: daß sie mit dem Schlimmsten, was in einer Lage geschehen kann, sich bey Zeiten vertraut machen, um, wenn es eintritt, weniger heftig davon gerührt zu werden. Vornehmlich aber: daß sie aus eitler Ruhmbegierde sich bey keiner Gelegenheit an die Spitze stellen, wo ihre Verwirrung, Unschlüssigkeit, Muthlosigkeit, dem Vaterlande und ihnen selbst höchst verderblich seyn könnte. Doch dieser letztere Rath wird so gar wichtig nicht scheinen; die Muthlosen geben ihn am liebsten sich selbst.

Menschenwürdigung.

Könige und Fürsten sehen die Menschen so viel öfter von ihrer schlechten, als guten, von ihrer verächtlichen, als hochachtungswürdigen Seite, daß sie gewisser Maßen zu entschuldigen sind, wenn sich Geringschätzung oder gar Haß der Menschheit bey ihnen festsetzt.

Sind sie von Natur zur Milde geneigt, so wird dieser Haß sich mehr in Betrachtungen ergießen; sind sie mit geringerer Empfindlichkeit geboren, so wird er sie hart und grausam, und dadurch, außer ihrem Volke, auch sie selbst elend machen: denn Menschenhaß duldet keine Zufriedenheit in der Seele.

Das Verwahrungsmittel gegen dieses Uebel muß die Betrachtung geben: daß zum richtigen Urtheile über die Menschheit die Lage eines Regenten die am wenigsten vortheilhafte ist. Wenn dieser sich fragt: was sehe ich, das nicht böse oder verächtlich wäre? so muß er zugleich sich fragen: was k a n n ich viel weiters sehen?

Der Regent ist zuerst Ausspender von Aemtern, Ehrenstellen, Reichthümern, Gnadenzeichen.

Wie natürlich ist es, daß ihm hier Habsucht und Hochmuth, mit den sie begleitenden Lastern des Neides, der Verleumdung, der Schmeicheley, jeden Augenblick sichtbar werden, indessen die sanften ruhigen Tugenden der Genügsamkeit und Bescheidenheit sich seinen Blicken entziehen!

Der Regent ist ferner nicht bloß Gesetzgeber; er ist auch oberster Richter. Wie selten kann er da Friedfertigkeit, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Großmuth, die alle keiner richterlichen Erkenntnisse bedürfen, und wie oft muß er Streitsucht, Unterdrückung, Raublust, Boßheit erblicken!

Der Regent führt endlich über alle untergeordneten Diener und Verwalter des Staats die Aufsicht. Wie leicht übersieht er hier Treue, Pflichtmäßigkeit, Ordnungsliebe, die, weil sie der Regel gemäß sind und nicht anders erwartet werden, immer nur schwachen Eindruck machen; aber wie nothwendig müssen Untreue, Versäumniß, Verrath, als wider die Regel und dem öffentlichen Wohle gefährlich, seine ganze Aufmerksamkeit fesseln.

Sind denn aber jene liebens- und hochachtungswürdigen Tugenden darum, weil sie weniger sichtbar als die entgegenstehenden Laster sind, in der Menschheit nicht da? — Man mache doch nur die einzige Betrachtung: daß ohne Genügsamkeit und Bescheidenheit das Gewühl um den Thron unabsehlich, ohne Friedfertigkeit und Gerechtig-

keit die Zahl der Gerichtshöfe unendlich, ohne Wohlthätigkeit und Großmuth das Elend viel verbreiteter und schrecklicher, ohne Treue und Pflichtliebe die ganze Verwaltung des Staats unmöglich seyn müßte. —

Jungen Prinzen sollte man, zu ihrem und ihrer Völker Besten, recht früh es einprägen: daß die bey weitem größere Zahl ihrer Mitmenschen wenigstens nicht ihrer Verachtung und ihres Hasses, viele ihrer ganzen Hochschätzung und Liebe, und einige, wenn der Fürstenstolz dieses Wort nicht zu stark findet, sogar ihrer Verehrung werth sind. Auf Verehrung nähmlich macht das größere Verdienst, die erhabnere Tugend Anspruch; und wohl sehr selten, wenn anders je, mochte es der Fall seyn, daß unter den Tausenden, oder gar unter den Millionen, die ein Staat befaßt, gerade der Herrscher der edelste, würdigste Mann war. Was er von Tugenden besaß, konnte freylich, wegen Erhabenheit seines Standortes, in vollerm Lichte und in weitere Ferne strahlen; aber dieser nur äußere, zufällige Vortheil gibt doch für den wesentlichen innern Werth keinen Maßstab.

Indessen läßt sich noch zweifeln, ob Haß und Verachtung gegen die Menschheit, diese traurigsten Erscheinungen in der sittlichen Welt, nicht vielmehr aus dem Bewußtseyn seiner selbst, als aus der Beobachtung Anderer, entspringen. So wie bey den übrigen empfindenden Wesen, so ist es wahrschein-

lich auch bey dem Menschen das Selbstgefühl, das, gleichsam instinctartig, sein Benehmen und seine ganze Gesinnung gegen die Mitgeschöpfe leitet; eine Gesinnung, die durch äußere Veranlassungen nur zum Ausbruche geweckt, nicht ursprünglich durch sie hervor gebracht wird. Eben deßwegen sind Menschenverachtung und Menschenhaß, wie sehr auch manche in diesen Gesinnungen sich gefallen mögen, fast immer Schande für den, der sie nährt; sie öffnen einen Blick in sein Innerstes, und lassen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf seine eigene Hassenswürdigkeit und Veränderlichkeit schließen. Wer selbst gut ist, hägt einen fast unüberwindlichen Trieb, die Menschen zu lieben; wer selbst böse ist, sie zu hassen.

Laßt also nie, Prinzen, durch die zunächst Euch umgebenden oder am öftersten Euch vorkommenden Unwürdigen Euer Urtheil von der Menschheit überhaupt bestimmen! Laßt, um der Ehre Eures eigenen Charakters willen, Euch nie zu Handlungen oder auch nur zu Aeußerungen hinreissen, die Euer Volk zur Wiedervergeltung auffordern und es reitzen könnten, Euch für Menschenhaß Fürstenhaß, für Menschenverachtung Fürstenverachtung zurück zu geben! Ihr wähnet irrig, wenn Ihr Euren Stand zu erhaben glaubt, als daß ihr die Folgen dieser traurigen Wechselgesinnung zu fürchten hättet; es wird von Umständen, und oft von solchen abhangen, die völlig außer Eurer Gewalt sind, für welchen von beyden Theilen diese Wech-

selgesinnung verderblicher werden soll, ob für Euer Volk, oder für Euch?

Vertrauen.

Rosny hatte von Heinrich dem Vierten den Auftrag, mehrere der größten und wichtigsten General-Pachtungen von Frankreich zu bereisen und die Verwaltung der Finanzen zu untersuchen. Seine Rechtschaffenheit, mit der ihm eigenen Thätigkeit und Klugheit verbunden, machte den Mitgliedern des Finanz-Rathes bange, daß ihre Unterschleife hierbey ans Licht kommen möchten. Um sich zu retten, sprengten sie über das Benehmen Rosny's die nachtheiligsten Gerüchte aus, und wurden am Ende mit ihren Lügen so laut, daß Heinrich wenigstens Unvorsichtigkeiten von seinem Günstlinge argwohnte, und ihn eiligst zurück rief.

Der Empfang des guten Rosny war ziemlich frostig. — „Warum beladet Ihr Euch nun," fragte der König, „mit Gelde, das an Ort und Stelle von den Personen, denen ich es schuldig bin, pflegt gehoben zu werden? Ihr reitzt dadurch Leute, an denen mir viel gelegen ist, zum Mißvergnügen gegen mich."

„Sire! von Allem, was ich mitbringe, gehört kein Pfennig weder den Prinzen von Geblüt, noch irgend jemanden, der von Ew. Majestät Besoldung zieht. Die sind alle bezahlt." —

„Nicht möglich!" versetzte der König.

„Und werden auch den laufenden und die folgenden Monathe bezahlt werden; denn vom Vorschußnehmen bin ich kein Freund."

Heinrich ließ sich diese Aussage mehr als ein Mahl wiederhohlen und am Ende sogar beschwören: so fest hatte man ihn vom Gegentheile zu überreden gewußt. — „Aber," fuhr er fort, „daß Ihr eine solche Menge von Einnehmern und Beamten beym Kopfe genommen und sie hierher geschleppt bringt." — —

„Ich, Sire? — Ich habe wohl freylich einigen Ernst gebraucht; aber von Leuten, die ich beym Kopfe genommen und hierher geschleppt brächte, weiß ich kein Wort."

Das Erstaunen des Königs stieg immer höher. „Denkt Euch," rief er voll Unwillen aus, „was für Niederträchtigkeiten man sich erlaubt! was für Lügen man ausheckt! — Ich begriff auch nicht, wie Ihr so viel Lärmens hättet machen sollen, um eine so kleine und armselige Summe aufzutreiben, als ich weiß, daß Ihr mitbringt."

„So klein und so armselig, Sire? Es sind anderthalb Millionen Reichsthaler." — —

Man urtheile, wenn die Verleumdung mit solcher Frechheit vor einem klugen Könige lügt, mit welcher Frechheit sie vor einem einfältigen lügen werde; und wenn sie selbst Vertraute und Günstlinge angeht, deren Sache doch höchst wahrscheinlich zur Sprache kömmt, was von ihr der Fremde und der Gleichgültige zu erwarten habe, den sie hoffen darf ungehört zu erdrücken.

Wahrlich! es ist keine Untugend an Fürsten, etwas schwergläubig zu seyn: denn nie oder selten fehlt es, daß sie nicht mit feinern oder gröbern Cabalen umsponnen wären; und Parteygeist, Eigennutz, Rachgier, Neid — was ließen wohl diese kleinen, eben so unruhigen als nichtswürdigen, Leidenschaften zu ihrer Befriedigung unversucht?

Nur schließe man nicht zu voreilig, daß ein Fürst also wohl thue, keiner Anklage sein Ohr zu leihen, und in seiner vorgefaßten vortheilhaften Meinung durch nichts sich irren zu lassen. Glaube an Rechtschaffenheit und an Ehre ist freylich schön; aber blinder Glaube, so wie er nirgends in der Welt taugt, so taugt er auch hier nicht.

Einem Fürsten zwar, dessen eigener Charakter zweydeutig ist, darf man diese Warnung kaum geben; ein solcher wird weit eher durch Mißtrauen fehlen. Aber ein Fürst von eigener ehrenvoller, biederer Denkungsart bedarf ihrer um desto mehr: die Leichtigkeit, womit er sein Vertrauen hingibt, kann

ihn in das größte Ungemach, oft wohl gar ins Verderben stürzen. —

Ein solcher Fürst, wenn sonst irgend ein anderer, war Franz der Erste von Frankreich: voll Ehre, voll Freymüthigkeit, voll Zutrauens, und durch diese so schönen und liebenswürdigen Eigenschaften einer der anziehendsten Charaktere in der Geschichte. Wer betrachtet ihn nicht mit Wohlgefallen, wenn er mit Heinrich dem Achten von England in dem so genannten Lager von Goldstück zusammen kömmt, und durch einen einzigen Beweis edlen Zutrauens alle ängstlichen Verabredungen aufhebt? Oder wenn er mit Vergessenheit aller Beleidigungen, die in einer schlechtern Seele den unvertilgbarsten Groll würden erzeugt haben, sich auf das Schiff Carls des Fünften wagt, das im Sturme an die Küsten von Provence verschlagen worden, und in Person den Kaiser an das Land nöthiget, wo er ihn mit Höflichkeit überhäuft?

Aber eben diese arglose, gutmüthige Denkungsart führte auch den König in die nachtheiligsten Unbesonnenheiten. — Daß er Carln, den er auf der bekannten Reise zur Bestrafung der Genter so vollkommen in Händen hatte, ruhig seinen Weg ziehen ließ, ohne, wie es dieser in ähnlichem Falle gewiß gethan hätte, ihn bis zur Erfüllung seiner Versprechungen zu verhaften: das wahrlich! kömmt hier nicht in Betrachtung; denn so zu handeln,

war Franz der Achtung für sein Wort, war es dem Edelmuthe seines Charakters schuldig: und wenn er am Ende betrogen ward, so fällt die Schande davon einzig auf Carln, der bey dieser Gelegenheit sich als echten, würdigen Enkel Ferdinands des Katholischen zeigte. — Was hier vorzüglich gemeint wird, ist das Benehmen des Königs gegen den schon verdächtig gewordenen, verrätherischen Bourbon, der durch seinen großen Ruf, seine Verbindungen, seine Talente, für ihn so wichtig war, und als Feind ihm so nachtheilig werden konnte.

Es lag ganz in der offenen biedern Denkungsart Franzens, daß er, gleich auf den ersten Wink von den verrätherischen Absichten Bourbons, in Person zu ihm aufbrach, um von der Wahrheit oder Falschheit seines Verdachtes gewiß zu werden. Der Herzog war angeblich krank; es ließ sich annehmen, daß diese Krankheit bloß gemacht sey, um den König auf seinem vorhabenden Feldzuge nicht begleiten zu dürfen; der erhaltene Wink von den geheimen Verbindungen des Herzogs machte diesen Argwohn natürlich. Offenheit ließ sich schon ohnehin von dem stolzen, verschlossenen Charakter Bourbons, auch bey gleichgültigern Gelegenheiten, kaum hoffen, und wie viel weniger bey einem so schändlichen, so verbrecherischen Entwurfe! Dennoch konnte Franz die Krankheit des Herzogs für wahr, dennoch die Betheurungen der Unschuld, mit denen dieser freylich nicht karg

war, für aufrichtig, und seine Aeußerungen von Empfindlichkeit und Kummer für lautere Sprache des Herzens nehmen. Die klügsten und wohlmeinendsten Räthe des Königs drangen auf die Verhaftung des Herzogs, obgleich diese in dem eigenen Lande desselben nicht ganz ohne Gefahr war; aber Franz, von seiner Gutmüthigkeit und seinem Glauben an die Ehre eines sonst tapfern Ritters hingerissen, verwarf diesen Rath.

Was den Verdacht gegen Bourbon aufs höchste trieb, oder vielmehr, was ihn eigentlich recht begründete, war ein Umstand, der Franzens ganze Aufmerksamkeit hätte fesseln sollen. Bourbon sah sich von der Herzoginn von Angouleme, Mutter des Königs, und von dem Könige selbst auf das bitterste gekränkt; sein Stolz und sein Eigennutz waren bey dem berüchtigten Rechtshandel, den er mit der erstern über die großen Besitzungen seiner verstorbenen Gemahlinn führte, gleich sehr verwickelt, und dieser Rechtshandel nahm für ihn eine höchst unglückliche Wendung. Die Schuld davon lag keinesweges an der Schwäche der Gründe, die der Sachwalter des Herzogs für ihn anzuführen hatte; sie lag ganz sichtbar an den Ränken seiner mächtigen, durch verschmähte Liebesanträge empörten Gegnerinn, und an der zu zärtlichen Nachgiebigkeit Franzens, der bey dieser Gelegenheit wohlgethan hätte, etwas weniger guter Sohn, und desto mehr guter König zu seyn. Bourbons ganzer, nur zu bekannter

Charakter mußte den König fürchten lassen, daß er auf die ausgezeichnetste, bitterste Rache sänne; wenn gleich freylich von der andern Seite es kaum zu glauben stand, daß ein Prinz von Geblüt, und ein so ruhmvoller, sein Vaterland sollte verrathen, und es seinem Untergange, seiner gänzlichen Auflösung nahe bringen wollen. Genug, daß, bey dem Widerstreite dieser Gründe, es wenigstens sehr zweifelhaft blieb, welche von beyden Empfindungen, ob die der Rache oder die der Ehre und Vaterlandsliebe, die mächtigere seyn würde: und so hätte Franz allerdings den Rathschlägen der Klugheit mehr, als den Eingebungen seiner Gutmüthigkeit, folgen; hätte nicht zögern sollen, das Vaterland und sich selbst durch Verhaftung eines so gefährlichen Mannes sicher zu stellen.

Um indessen gerecht gegen den König zu seyn, muß man bemerken, daß eben der Grund, der den bloß klugen Mann hauptsächlich zu dieser Maßregel hintrieb, den edlen gefühlvollen Mann desto mächtiger davon abzog. — Franz, der nur durch kindliche Anhänglichkeit an seine Mutter bey dem Rechtshandel des Herzogs geblendet und irre geleitet war, fühlte gewiß in seinem Innersten, was er sich laut nicht gestand: daß der Herzog unverantwortlich gemißhandelt werde; und er sollte ihn jetzt, ohne noch entscheidende Beweise von seiner Verrätherey in Händen zu haben, von neuem, und noch grausamer mißhandeln? sollte durch Verhaftung desselben dem ganzen Königreiche, ja dem

ganzen Europa sagen, daß er den schimpflichsten Verdacht gegen seine Treue und Ehre häge, indem er ihn einer Felonie fähig halte, die, wie es vor Bourbons und aller Menschen Augen da lag, außer der Herzoginn und dem Könige, diesen eigentlichen Gegenständen seiner Rache, auch den ganzen schuldlosen Staat ins Verderben reissen mußte? — So zu handeln, fühlte Franz ohne Zweifel einen gerechten Abscheu, und dieser Abscheu, mit seiner natürlichen Arglosigkeit zusammen genommen, verführte ihn, dem Herzoge Glauben zu geben, und sich mit der unzulänglichen Maßregel zu begnügen, daß er ihn, unter freundschaftlichem Vorwande, bloß der heimlichen Beobachtung Pierrots von Warry übergab. Der Mann von Gewissen scheut neue Beleidigungen um so mehr, je mehr er schon ältere zu bereuen hat; und der Mann von Ehrgefühl behandelt Andere so gern mit eben der Zärtlichkeit, womit er sich selbst will behandelt wissen. —

Bey der Achtung, die man für diesen König zu empfinden, und bey dem Antheile, den man an seinem Ruhme zu nehmen, sich nicht entbrechen kann; wie sollte man nicht wünschen, daß er hier, statt einer Handlung der Gutmüthigkeit, lieber eine Handlung der Gerechtigkeit ausgeübt, oder wenn er jene sich nicht versagen konnte, wenigstens diese der erstern voraus geschickt hätte? — Ein freyes Geständniß, daß er nicht völlig klar in der Sache des Herzogs mit seiner Mutter sähe, begleitet von

dem königlichen Versprechen, daß er die Vollziehung eines wichtigen Urtheils ohne eigene Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit desselben nie gestatten würde, hätte wahrscheinlich den Vorsatz Bourbons, zu den Feinden Frankreichs überzutreten, erschüttert; hätte ihn in der pflichtmäßigen Treue gegen seinen angestammten rechtmäßigen König erhalten: oder wo nicht, so hätte doch ein solches Versprechen den Verräther in den Augen aller Welt noch weit schwärzer, so wie die Unvorsichtigkeit des Königs, der auf die Wirkung seines Edelmuths bey einem nicht ganz fühllosen Manne rechnen durfte, weit geringer gemacht. Wir hätten dann über den Fall mit dem Herzoge ungefähr eben so, wie über den Fall mit dem Kaiser, geurtheilt.

Möchten doch Fürsten den tiefsten Abscheu gegen alle Ungerechtigkeiten gewinnen, weil jede sie so gern entweder in eine Kette von neuen Ungerechtigkeiten, oder auch in Fehler und Widersprüche hinein zieht, die gleich nachtheilig für ihre Ehre, als für ihre Ruhe und Zufriedenheit sind.

Jugendfleiß.

Jünglinge von einigem Geiste tragen sich gern mit allerhand großen Erwartungen, mit allerhand stolzen Entwürfen für ihre Zukunft. — Wenn aus dem, was sie einst zu werden sich einbilden, kein Schluß auf das gilt, was sie einst wirklich seyn werden; so ist doch gewiß, daß die gänzliche Abwesenheit solcher Jugendträume nicht viel Gutes verspricht. Wünsche können ohne Kraft und Talent seyn; aber nie sind Kraft und Talent ohne Wünsche.

Den Inhalt jener wachenden Träume gibt gemeiniglich die vorhergesehene künftige Bestimmung, verbunden mit der überwiegenden Neigung. Der Prinz von feuriger Seele wird in Gedanken an der Spitze siegreicher Heere glänzen: nicht, wenn er edel ist, als Eroberer, aber als Schutzgott eines geängsteten Volks; der Prinz von milderer Gesinnung wird seinen Nahmen durch weise Wohlthätigkeit und durch Gesetze verewigen, die einen Numa eben so, wie die Thaten von jenem einen Cäsar, verdunkeln werden. —

Um zu wissen, welche Hoffnung zur Frucht diese lieblichen Blüthen geben, die den Frühling

des

des Lebens so schön und angenehm machen, müssen wir aufmerken, wo die Thätigkeit des Jünglings hinwirkt. Ein sehr schlimmes Zeichen wird seyn, wenn er zu sehr den Zerstreuungen und Vergnügungen nachhängt, als welche die Seele nicht allein leer lassen, sondern sie auch erschlaffen; ein desto besseres, wenn er den regen lebendigen Trieb fühlt, sich alle die Fertigkeiten und Kenntnisse zu verschaffen, durch welche die Erreichung seines Zweckes einzig möglich ist: Kenntnisse, die von Jahrhundert zu Jahrhundert, so wie die Menschheit vorwärts geht, immer verwickelter, mannigfaltiger, mühsamer werden.

Also: mit welchem Eifer bereitet der Prinz sich zu dem großen Manne vor, der er einst künftig im Felde oder im Cabinette seyn will? Welche Meister in der Kunst, worin er zu glänzen denkt, sucht er auf, und mit welcher Aufmerksamkeit, welcher Theilnahme hängt er an ihren Lippen? Wie viel hat er schon in den nöthigen Vorarbeiten geleistet; welche Fortschritte in Meßkunst, Länderkunde, Geschichte, populärer Weltweisheit gemacht? Ueber welche Feldzüge welcher Helden, oder welche Verfassungen welcher Länder, weiß er schon mit einiger Einsicht zu reden? Welche der vortrefflichen Werke, die für sein Fach geschrieben worden, hat er bereits gelesen, und welche andere liegen noch da zum Lesen?

Daß man uns ja nicht antworte: alles das werde kommen; die Jugend sey die Zeit des Ge-

nusses, und man sey nicht umsonst mit großen Ansprüchen geboren; jetzt schon anhaltenden eisernen Fleiß von dem Prinzen fordern zu wollen, sey grausam. Einmahl will doch der Prinz zu dem Ziele hin, wo er den Lorber aufgesteckt sieht, und der Weg bis zu diesem Ziele ist weit: wer nicht, raschen muntern Tritts, gleich am Morgen des Lebens ausgeht, der mag sehen, wie früh vor Abend er ankömmt. — Aber leider! müssen wir fürchten, daß der jetzt noch unthätige, auf nichts als Vergnügen erhitzte Jüngling den ganzen Weg nie betreten, daß er die Ausführung seiner Vorsätze von einem Tage, Monathe, Jahre zum andern aufschieben, und so am Ende entschiedenen Hang für jenes selige Farniente gewinnen werde, worin schon so mancher große, edle Gedanke zum ewigen Vergessen entschlief. „Der Faule stirbt über seinem Wünschen," hat der Mund eines weisen Königs gesagt.

Hiermit ist indessen nicht ausgemacht, daß die Regierung des Prinzen nicht einst wirklich sehr glänzend seyn werde; aber wohl gemerkt: sie ist es nun nicht mehr durch ihn selbst, sondern durch seine Diener; nicht mehr durch seine eigenen, sondern durch fremde, für ihn thätig gewordene Kräfte. Der Antheil, der von der Ehre dieser Regierung ihm zufällt, wird genau derselbige seyn, den er an ihren Sorgen und Arbeiten nahm, und dieser, wie man leicht erkennt, wird wieder im genauesten Verhältnisse mit den ihm beywohnenden

Einsichten, Kräften, Tugenden stehen. So wie diese sich stufenweise vermindern werden, so auch nothwendig sein Ruhm; bis hinab zu jener untersten Stufe, wo weiter nichts von ihm gesagt werden kann, als daß er das Gute wenigstens nicht gehindert, die großen Männer, die das Glück ihm zuführte, nicht neidisch entfernt, die ihm vorgelegten Entwürfe gut geheißen, und ihre Ausführung begünstiget habe. Waltet bey diesem Allen noch einige eigene Einsicht und wirkliche Neigung ob, Gutes und Großes, wenn auch nicht selbst zu stiften, doch zu befördern: so hat der Prinz noch immer einige Ehre, und die Geschichte nennt ihn nicht ohne Beyfall; geschieht alles aus bloßem Unvermögen zum eigenen Wirken, aus Sorglosigkeit, aus Furcht wohl gar vor den schon zu angesehenen, zu mächtig gewordenen Dienern: so geht natürlicher Weise die Ehre, zugleich mit der Geisteskraft und der Charakter-Güte, in ihr Gegentheil über.

Aber, kann man hier sagen, dringt denn der Blick der Welt bis ins Innere der Cabinetter, und wird sie so genau die Verdienste des Prinzen ausmessen, seinen Antheil an allem dem Guten und Großen, was geschieht, so pünctlich bestimmen können? — Dieß heißt mit andern Worten: wenn der Prinz die Kleinheit der Seele hätte, fremdes Verdienst sich zueignen, mit fremden Federn sich schmücken zu wollen; würde er zu fürchten haben, daß man diese fremden Federn sogleich erkennen,

und grausam genug seyn würde, sie ihm auszurupfen? — Wenigstens wird er klug thun, wenn er nicht das Gegentheil hofft. Der Zeitgenosse zwar möchte schweigen, und schmeichlerisch, statt des verdienstvollen Dieners, den verdienstlosen Prinzen bewundern; aber heimlich wird doch auch er schon wissen, wessen Kopf eigentlich die Gedanken und wessen Arm die Kraft zur Ausführung hergab; dieses auszubreiten, wird der Ehrgeitz der Hauptpersonen, oder die Geschwätzigkeit, Bewunderung, Gerechtigkeit der untergeordneten Mitwirker, schon sorgen: und so wird einst sicher die Nachwelt den Nahmen eines Richelieu oder Türenne lesen, wo ein Ludwig der Dreyzehnte oder der Vierzehnte sich schmeicheln mochten, daß der ihrige glänzen würde.

Nicht genug aber, daß der gehoffte Ruhm der Regierung über die jugendliche Unthätigkeit verloren geht; es ist auch sehr zu fürchten, daß Schande an seine Stelle trete. Die volle tiefe Unwissenheit, womit der Prinz seine Regierung antrat, war bey weitem das geringere Unglück; es hätte sich, bis auf einen gewissen Grad, wieder gut machen lassen, wenn nicht eben die Unthätigkeit, deren Folge diese Unwissenheit war, ihr so gerne noch eine Schwester gäbe: die Trägheit. Diese, wenn sie sich einmahl in der Seele festgesetzt hat, nimmt ihr nach und nach alle ihre Spannkraft, ihr Leben; der Mensch kann sich für nichts mehr erwärmen, sich zu nichts mehr entschließen; sein

ganzer Wille ist wie ohnmächtig, wie todt. Man zeige ihm das höchste Glück oder das tiefste Unglück; er thut keinen Schritt mehr, um jenes zu erreichen, oder diesem aus dem Wege zu gehen. — Wäre der Prinz nicht so äußerst tief herunter, daß er nur noch einiges Interesse an den Gegenständen der Berathschlagungen fände, daß er auf die Vorträge achtete, die Gründe der gefaßten Entschließungen merkte: so würden denn doch am Ende gewisse Kenntnisse und Grundsätze sich in seinem Kopfe verbinden; er würde mitreden können, und man würde Unrecht haben, ihm durchaus allen Antheil an der Leitung der Geschäfte abzusprechen, ihn für einen bloßen Schattenregenten, für eine Art von Dalai Lama zu halten. So aber ist seine ganze Seelenkraft schon viel zu abgespannt und zu schlaff, als daß nicht jeder, wenn auch noch so deutliche oder so kurze, Vortrag ihm Ueberdruß und Ekel erwecken sollte; er hat nur eben noch Aufmerksamkeit und Beurtheilung genug, um zu finden, daß er für die Regierungsgeschäfte schlechterdings nicht gemacht, und daß von Allen, die sich zu den Berathschlagungen einfinden, gerade Er, der die Seele derselben seyn sollte, der Ueberflüssigste und Entbehrlichste ist. Diese Entdeckung, so sehr sie ihn beschämen und demüthigen müßte, ist für seine Trägheit Triumph; er sieht sich nun auch des letzten kleinen Zwanges überhoben, und kann mit voller Ruhe sich, der Länge nach, auf das Rosenbett des Müßigganges hinstrecken, von welchem sich wieder aufzurichten, er durch Wollüste zu geschwächt

seyn wird, wie sehr auch endlich die Dornen des Ueberdrusses und der langen Weile ihn peinigen. — Die Regierung geht indessen aus den Händen des Fürsten in die seiner Minister über; diese werden jetzt Herren unter dem Nahmen von Dienern, werden eine Art M a j o r d o m u s, wie sie ehemahls die fränkischen Könige hatten; Vormünder des geistesschwachen, unvermögenden Prinzen, dem sie alles willigst abnehmen, was ihm zu schwer ist: Denken, Arbeiten, Befehlen; so daß nun Er, der Ueberglückliche! weiter nichts zu thun hat, als daß er sein Ja nickt und nach Herzenswohlgefallen genießt.

Man setze: ein bisher unabhängiger, unumschränkter Regent würde von übermüthigen Reichsräthen oder von unruhigen empörerischen Landständen so tief herab gesetzt, daß ihm weiter nichts zu thun bliebe, als unter fremde Befehle seinen Nahmen zu schreiben, vielleicht auch nur die Züge seiner Hand zu einem Stämpel ein für allemahl herzugeben; würde nicht die traurigste Wehklage erhoben, nicht Himmel und Erde bewegt werden, um das Joch und die Schande einer solchen Abhängigkeit von sich abzuwälzen? Aber dieses Joch und diese Schande bereitet der Prinz, der seine Jugend in Unthätigkeit hinträumt, sich freywillig selbst; er setzt sich einmahl in die Nothwendigkeit, Führer zu haben, denen er bey jeder wichtigern Angelegenheit sich blindlings vertraue: und ob nun da diese Führer den einen oder den andern Nahmen

tragen, ob sie Reichsräthe, Landstände, Minister heißen, das kömmt im Grunde auf Eins. Ja, für die Ehre des Prinzen ist das Letztere ohne Zweifel das Schlimmere: denn wenn er in den ersten beyden Verhältnissen gehorcht, so liegt die Schuld vielleicht bloß an der einmahligen unabänderlichen Verfassung, oder an einem ungünstigen tyrannischen Schicksale; wenn er in dem dritten gehorcht: so liegt sie ganz offenbar an ihm selbst, an seiner Geistes- oder Charakter-Schwäche, an seiner Unwissenheit, Blödsinnigkeit, Trägheit. — —

Es gibt unter den Tyrannen des Meeres einen sehr merkwürdigen, von Le Vaillant beschriebenen, der einen ungeheuern Rachen zum Verschlingen, aber durchaus keinen Verstand hat, sich zu bewegen. Dieser Verstand steckt außer ihm in zwey Dienern, die ihren gnädigen Herrn nie verlassen, sondern auf zwey hervorragenden Enden seines Kopfes beständig Wache halten. Soll der Tyrann geruhen weiter zu gehen; so schwimmen diese Diener voran, und er getrost hinten drein; soll er sich tiefer herab lassen: so fahren sie ihm über den Rücken, und er gehorsamlich nieder; soll er höher herauf steigen; so berühren sie ihn unten am Bauche, worauf er gnädigst sich hebt. Die Matrosen, die bey Benennung dieser dirigirenden Fische im Kreise ihrer gewohnten Begriffe bleiben, haben sie Piloten-Fische genannt; man könnte sie sonst, mit gutem Fug und Recht, auch Minister-Fische nennen.

Zeitvertreibe.

Es ist wohl traurig, daß oft die sanftesten, gutmüthigsten Fürsten so viel Undank von ihren Völkern erfahren. Man sollte sich Glück wünschen, daß man sie hat, und man wird nicht müde, ihrer zu spotten und sie in den Augen der Welt herab zu setzen.

„Was dünkt euch dazu," sagt das eine Volk, „daß unser durchlauchtigster Herr den ganzen Tag nichts thut, als an der Drechselbank sitzen?" — „Da mag ihm weniger heiß, als dem unsrigen werden," erwiedert das andere; „denn dessen ganze Lust ist, am Feuerherde zu stehen und Pasteten zu backen." — „Der unsrige," ruft ein drittes, „ist ein ganz anderer Mann; der fordert die Schlossermeister von ganz London heraus, ein schöneres Vorlegeschloß, oder einen künstlichern Schlüssel zu machen, als er."

Ist es zu begreifen, was diese Unsinnigen wollen? — Soll denn etwa der Fürst, gleich dem letzten Mediceer, sein ganzes Daseyn im Bette verträumen, oder gleich dem wilden Jäger, der

noch jetzt durch die Forste spukt, Feld und Wald mit seinen Hunden durchstreifen, und alle Saaten, alle Ernten zu Schanden reiten? Soll er auf jeder Wach-Parade, wenn irgend eine Binde zu locker oder ein Zopf nicht steif genug sitzt, die Helden des Vaterlandes halb todt schlagen lassen? Soll er unermeßliche Summen am Spieltisch vergeuden; oder in schwärmerischen Andachtsübungen allen seinen Verstand, seinen Frohsinn ersticken?

Regieren, schreyt man, regieren soll er; denn wofür sonst ist er da? — Als ob es um das Regieren eine so leichte Sache wäre! Er ist zum Fürsten geboren: das ist schon wahr; aber die Kunst zu regieren ist nicht mit ihm geboren: und was man in jüngern Jahren hätte thun können, sie ihm beyzubringen, das ist nun einmahl versäumt. Zum Lernen, weiß man, hatte der junge Prinz niemahls Lust, und wirklich auch niemahls Zeit: denn das Muster der Fürstenmütter konnte durchaus nicht dulden, daß der geliebte Erbe bey irgend einer Ergötzlichkeit fehlte; und da sie selbst von einer zur andern unaufhaltsam fortschwärmte, so kam auch der gute Knabe aus dem betäubenden Hofgeschwirr, aus den geistertödtenden Indigestionen, und aus den trunkenen Erwartungen neuer, immer schönerer Vergnügungen nie heraus.

Aber, schreyt man von neuem, wenn er denn nicht regieren kann, und wir einmahl an Miethlinge verkauft seyn müssen; so soll er uns wenig-

nigstens nicht dem Vorwurfe aussetzen, daß wir einem Drechsler, einem Koch, einem Schmide gehorchen: er soll sich edler und würdiger beschäftigen, als er thut. — Edler und würdiger? — Lieber Gott! — Wenn man nun diesen Beschäftigungen nachfragt; so wird gewiß heraus kommen, daß der Prinz sich an lehrreichen Unterhaltungen ergetzen, Bücher lesen, wohl gar, wie ein Cäsar und Antonin, selbst die Feder in die Hand nehmen soll. — Aber wenn er nun, von seiner zartesten Kindheit an, vor allen solchen Beschäftigungen einen Ekel hatte? wenn noch jetzt der Angstschweiß ihm vor die Stirn tritt, so bald er nur eine halbe Seite Gedrucktes oder Geschriebenes herab lesen soll? wenn man schon aus dem Einzigen, was er wohl schreiben muß, aus seinem Nahmen sieht, daß Schreiben seine Sache nun gar nicht ist; — kann man ihm da als Vergnügen vorschlagen, was für ihn die grausamste Marter wäre? Oder sieht man denn nicht, daß, wenn der Prinz zu solchen Beschäftigungen Lust hätte, er zur Regierung schon weit weniger untauglich wäre? — Zu zeichnen, oder ein Instrument zu spielen, ist, wenn es schlecht geschieht, bey weitem nicht so viel werth, als gut zu drechseln oder zu schmieden; und daß doch übrigens der Herr von den schönen Künsten einige Kenntniß hat, daß erhellt aus der Leichtigkeit und Anmuth, womit er tanzt. Auch nennt er, in der Gallerie, von mehr als einem Gemählde den

Nahmen des Meisters, und ist ein großer eifriger Bewunderer der italiänischen kleinen Oper. —

Kurz, es ist unverantwortlich, wie man den armen Großen zuweilen mitspielt. Man scheint die boßhafte Absicht zu haben, sie vor lauter langer Weile umkommen zu lassen; aber man bedenkt nicht, was für ein Schicksal man da ihrer sie umgebenden Dienerschaft bereiten würde. In ihrer mürrischen Laune würde nichts ihnen recht gemacht werden; sie würden ewig tadeln, nergeln, schelten: und noch ein Glück, wenn es beym bloßen Schelten bliebe! Lästermäuler wollen von Prinzen erzählen, die in Anwandlungen ihrer bösen Laune mit Fäusten sollen um sich geschlagen, wohl gar mit Füßen um sich getreten haben.

Nein, ihr guten, lieben, sanftmüthigen Prinzen, bleibt, wenn Ihr einmahl Beruf dazu fühlt, vor euerer Drechselbank, euerem Herde, und euerem Amboß! Laßt euch durch das Geschrey von Menschen nicht irre machen, die auf ihre Unterthanenpflicht: zu schweigen, sich wenigstens nichts besser verstehen, als Ihr euch auf euere Fürstenpflicht: zu regieren! Laßt euch, für keinen Preis, aus dieser frohen Laune heraus spotten, die uns um euret- und selbst um unsertwillen so lieb ist! Wenn Ihr das vorgesetzte Tagewerk vollbracht habt, und euere Puppen für's Schachspiel vortrefflich gerathen sind; wenn euere Pasteten einen feinern Geschmack, als die Hanauer oder Straßburger, oder

selbst als die Pariser, haben; wenn euere Schlüssel in ihre Schlösser vollkommen passen: dann tretet Ihr aus euerer Werkstätte hervor, so froh und so heiter, so wohlgesinnt und so mildthätig; — wir könnten uns gar keine gnädigern, liebenswürdigern Fürsten wünschen, als wir, dem Himmel sey Dank! an euch haben.

Müßiggang.

Ein einfältiger Reichsstädter sah in X.. den Landesherrn mit einem äußerst sauern Gesichte und einer Eile vorbey jagen, daß die Pferde stürzen mochten. — Lieber Gott! fragte er einen Einwohner des Orts, der ihn herum führte; was muß er vorhaben, der Herr?

„Er? — Er ist müde, auf seinem Schloß in der Stadt zu gähnen, und fährt nun hin, um draußen in seinem Belvedere zu gähnen."

Das wäre es alles? fragte der Reichsstädter erstaunt.

„Das ists rein Alles! Er jagt immer die Pferde todt, um zu rechter Zeit an dem Orte zu seyn, wo er nichts zu thun hat."

Aber ich bitte Sie, Freund, wenn der Herr

auch auf seinen jährlichen weitern Reisen ins Bad und auf die Messe so ganz entsetzlich fährt —

„Anders niemahls.“

Da müßten ja, dächte ich, ihm ganze Ställe voll Pferde fallen.

„Ihm wohl nicht, aber den Unterthanen.“

Hm! — Und er hätte wirklich nichts zu versäumen?

„Nichts in der Welt.“

Man sollte aber doch glauben: bey den mancherley Regierungsgeschäften — —

„Die besorgen die Räthe.“

Und bey der ansehnlichen Armee, die er hält —

„Die besorgen die Generale.“

Und bey der vorfallenden vielen Correspondenz — —

„Die besorgen die Secretäre.“

Hm! Hm! — Aber sehen Sie doch! sehen Sie! Da ist er schon die ganze lange Straße hinunter; da ist er schon draußen vor dem Thor auf der Höhe. Man sollte glauben, alles Geschirr müßte reissen. — Und daß der gute Herr nicht vor Schwindel vom Sitz fällt!

„Das hat nichts auf sich. Er hat feste Gehirnnerven.“

Je nun — er nutzt sie eben nicht ab. — Aber

auf jenen weitern Reisen, mein Freund, da bekommen doch wohl die Unterthanen etwas, wenn ihnen die Pferde fallen?

„Versteht sich. Etwas für ihre Pferde, und auch wohl etwas für sich.“

Nun, das ist denn doch gnädig! Auch etwas für sich?

„Prügel.“ — —

Ob Gespräche dieser Art, ganz so hämisch und bitter, unter den Geringern wirklich vorfallen? ist nicht die Frage. Es wäre zu wünschen, daß Fürsten ihre Unterthanen belauschen, oder daß sie Blicke bis in ihr Innerstes werfen könnten; sie würden finden, daß sie nur allzu häufig von ihnen verachtet, und oft dann am meisten verachtet werden, wenn sie am meisten vor ihnen zu glänzen wähnen. Der Grund dieser Verachtung ist immer erkannter Mangel an Einsicht, an Wohlwollen, an Sitten, an Arbeitsliebe.

Schmeicheley.

Höfe sind der Lieblingssitz der Schmeichler: denn hier tragen die Bienen des Landes ihren Honig zusammen, und locken also natürlich auch die Raubbienen herbey. Hier sind Vergnügungen, Tafel,

Aemter, Gnadengehalte, und wenn auch nicht Ehre, die freylich ein jeder sich selbst verschaffen muß, wenigstens der äußere Schimmer davon: Titel und Bänder, zu haben. —

So begreiflich es hieraus wird, daß Schmeichler nach Höfen hinstreben; so unbegreiflich würde ihre dortige gute Aufnahme seyn, wenn man nicht aus so manchen Erfahrungen schon gelernt hätte, sich den Menschen als ein Gewebe von Widersprüchen zu denken. — Was scheut man wohl an Höfen mehr, als das Lächerliche? Was ist seiner Natur nach lächerlicher, als eine schwachsinnige verblendete Eitelkeit? Was sollte man also eifriger, als jeden, auch den entferntesten Verdacht von Eitelkeit, zu vermeiden suchen? — Dennoch duldet man nicht nur, man liebt und belohnt den Schmeichler, der dadurch, daß er jeden Augenblick die Eitelkeit des Geschmeichelten aufdeckt, ihn jeden Augenblick dem Spotte, wo nicht gar dem Mitleiden preis gibt.

In gewissen bestimmtern Fällen ist es auch dem Blödsichtigern unverkennbar, daß der Schmeichler nichts ist, als ein hämischer verkappter Spötter. Wenn er einem bekanntlich Feigen Lobsprüche über seinen unerschütterlichen Muth, einem notorischen Schwachkopfe über die Tiefe seiner Einsichten vorsagt; wie kann man zweifeln, daß er, bey aller Ernsthaftigkeit seines Aeußern, sich innerlich über den Leichtgläubigen lustig mache, der den lieblichen

Weihrauchdampf sich mit einer Miene entgegen weht, als ob es ein ihm zukommendes Opfer wäre? —

Bis zu welchem Grade Eitelkeit steigen und wie sehr sie lächerlich machen könne, das sehen wir leider! an einer der verehrungswürdigsten Fürstinnen, an Elisabeth von England. Wie konnte doch diese so kluge, hellsehende, mit so männlichen Tugenden begabte Königinn, von ihrer nie sehr blühenden, und im hohen Alter natürlicher Weise ganz verwelkten und eingeschrumpften Schönheit so stolze Begriffe hägen, daß sie die unverkennbarsten Spöttereyen ihrer Hofleute für ernstlich gemeinte Lobsprüche, für unwillkührliche Ausbrüche eines Gefühls, das sich durch keine Ehrfurcht wollte hemmen und einschränken lassen, für schuldige, ihren Reitzen mit Recht gebührende Huldigungen annahm? Eine sechzigjährige Dame ließ sich ohne Errothen, oder was hier noch eher zu erwarten war, ohne die lebhaftesten Aeußerungen des Unwillens, mit den süßen liebkosenden Nahmen einer Nymphe, eines Engels, einer Göttinn, einer Venus begrüßen! Wer den großen Geist dieser unsterblichen Frau aus der Geschichte ihrer so langen und so glorreichen Regierung kennt, der fühlt sich, mitten in der Anwandlung des Lachens, von Unwillen ergriffen, wenn er die unglaublich tolle Erzählung hört, die Heinrich Unton, ihr gewesener Abgesandter in Frankreich, ihr von den Entzückungen macht, in welche Heinrich der Vierte bey Erblickung ihres Bildnisses gerathen. Diese Entzückungen — man denke sich

die Unverschämtheit des Schmeichlers! — erfolgen unmittelbar auf den Augenblick, da der König dem Gesandten seine schöne Gabriele vorgestellt hat: eine Dame, die sich damahls in der vollen Blüthe der Jugend befand, während die gute Elisabeth von der hohen Decade, sechzig bis siebzig, schon mehr als die Hälfte hinter sich hatte. Der König fragte den Gesandten, welchen Eindruck seine Gebietherinn auf ihn gemacht habe? und dieser weiß davon nur wenig zu rühmen; er bekennt gerade heraus, daß er so glücklich sey, ein weit schöneres Bild zu besitzen, und daß gleichwohl dieses Bild die Vollkommenheit des Originals bey weitem noch nicht erreiche. Hiermit, wie man sich schon gedacht haben wird, zieht er das Bild seiner Monarchinn hervor, und Heinrich geräth in eine solche Begeisterung, daß er es mehrmahls, so wie Untones es in der Hand hält, denn natürlicher Weise ist auch dieser verliebt, und kann sich von einem so kostbaren Besitzthume keinen Augenblick trennen — auf das innigste und ehrerbiethigste küßt. Mag nun Unton sich geberden, so übel er will: der König besteht durchaus auf das Bild, und einem Könige schlägt man so leicht nichts ab; Unton muß Abschied davon nehmen, und es in den Händen Heinrichs lassen, der nun höhern Werth darauf setzt, als auf alle Reichthümer der Erde. — Ist uns nicht, wenn wir so unverschämte Lobsprüche ins Angesicht hören, als ob die Ungnade Untons völlig entschieden seyn müßte? als ob ihm für sein ganzes übriges Leben der Hof mußte

verbothen werden? Aber davon sagt uns Hume, der diesen Beweis von Elisabeths Schwachheit anführt, kein Wort; solche schmeichlerische Untons waren der eitlen alten Königinn eben recht, die in dem holden Wahne von Schönheit, welche der verrätherische Spiegel ihr täglich wankender machte, sich gar zu gern ein wenig nachgeholfen und unterstützt sah.

Essex, in seiner Wuth gegen die Königinn, bediente sich einst des unehrerbiethigen Ausdrucks von ihr, daß ihre Seele schon eben so verkrüppelt sey, als ihr Körper. Elisabeth, die mit Feinden des Grafen umringt war, und der man Aeußerungen dieser Art auf das sorgfältigste zutrug, erhitzte sich darüber mit allem Rechte; gleichwohl, wenn ein gäher Ausbruch des Zorns verzeihlicher, als eine überlegte muthwillige Spötterey ist: so scheint es, hätte die Königinn sich weniger gegen Essex, und desto mehr gegen Unton erhitzen müssen. Aber so fest kann sich Eitelkeit in dem weiblichen oder warum nur das schwächere Geschlecht hier nennen, da gewiß das stärkere mit ihm theilt? — so fest sich in dem menschlichen Herzen setzen, daß man den Klang, auch eines offenbar falschen Lobes, viel zu reitzend und lieblich findet, um ihn unterbrechen oder auch nur dämpfen zu wollen: daß man dem Schmeichler seinen unverkennbaren kleinen Eigennutz übersieht, selbst seine kleine Boßheit lieber nicht merkt, damit er nur gar nicht aufhöre zu loben. Eine halb ernste, lächelnd strafen-

de Miene soll dann die Ehre der Selbstkenntniß retten, und den Vorwurf der Eitelkeit ablehnen; aber das Lächelnde dieser Miene beruhigt vollkommen über ihr Strafendes, und schwerlich wird der Schmeichler sich irren, wenn er auf nachfolgende thätige Beweise der erregten Zufriedenheit hofft. —

Feinere Schmeichler kennen das Schlüpfrige ihres Gewerbes, und kundschaften erst sorgfältig, wie weit ungefähr die Schwachheit desjenigen geht, den sie sich verbindlich zu machen wünschen. Bey kältern, scharfsichtigern Personen sind sie äußerst auf ihrer Huth, daß ihr Lob ja nicht Spott, sondern reiner Erguß des Herzens, oder allenfalls gutmüthige Einfalt scheine; aber auch ihrer Seits sind es diese Personen nicht minder, daß ja der Schmeichler keinen Vortheil über sie gewinne, sie ja nicht ihrer Eitelkeit oder ihrer Einfalt wegen verlachen könne.

Krisson, aus Himera, erzählt uns Plutarch, ließ den Alexander im Laufen vor sich hinkommen; aber so sichtbar mit Fleiß, daß Alexander es merkte, und ihn mit seiner Ungnade bestrafte. Die Ursache dieser Ungnade bedarf wohl keiner Entwickelung. Dieser Elende, dachte der König, hält mich entweder für den eitlen Thoren, der sich eines ihm fälschlich beygelegten Vorzuges freut, weil er doch in den Augen des Einfältigen Ehre dadurch erlangt; oder er hält mich selbst für den Einfältigen, der zwischen Wahrheit und Betrug

keinen Unterschied kennt, und dem man eins für das andere, ohne Furcht der Entdeckung, aufheften kann. Ich muß ihm seinen Triumph doch ein wenig verbittern: ich muß ihm selbst Verachtung zeigen, um vor seiner Verachtung mich zu verwahren. —

Ob es feste, untriegliche Merkmahle gebe, durch welche wahres gefühltes Lob von falschem erhäuchelten Lobe sich unterscheiden lasse? diese Frage zu beantworten, ist schwer; aber zum Glücke ist sie auch für die Ausübung nur wenig wichtig. Es gibt ein ganz anderes, in jedem Falle untriegliches Mittel, allem Lächerlichen, welches Schmeicheleyen uns zuziehen können, aus dem Wege zu gehen, dieses: daß wir überhaupt keinen Werth auf Lobsprüche setzen, daß wir jedem, der den Päan auf unsere Vortrefflichkeiten anhebt, eine gleichgültige, oder nach Beschaffenheit der Umstände, eine verächtliche, eine unwillige Miene zeigen; daß wir selbst da, wo unser eigenes Urtheil mit dem seinigen zusammen trifft, ihm die Mühe, uns mit uns selbst bekannt zu machen, ersparen. Ein weiser Mann wird immer ungefähr wissen, wie viel er von sich zu halten hat, ohne daß er des Lichtes fremder Einsicht dazu bedürfte; und wenn er sich auch ein wenig unter seinem Werthe schätzt, so ist ihm das zu seinem Wachsthume im Guten weit ersprießlicher, als wenn er den Begriff von seinen Vollkommenheiten zu hoch spannt. Carl der Fünfte von Frankreich, der die größten Lob-

sprüche verdiente, hörte nie ein Lob ohne Widerwillen; „er häßte," sagt Mezerai, „die tiefste Verachtung dagegen, weil Niederträchtige von jeher es den schlechtesten Fürsten so gut, als den besten, ertheilt haben." Wie wahr dieses Urtheil sey, kann die einzige römische Geschichte durch die ungeheuren Lobsprüche zeigen, die der Senat von Rom an seine Cäsarn, die verderbtesten und nichtswürdigsten aller Menschen, wegwarf.

So viel indessen scheint doch unläugbar, daß aufrichtiges Lob eines gewiß verständigen, gewiß uneingenommenen Mannes, wo es wahre, wesentliche Vorzüge betrifft, auch dem Weisesten und dem am wenigsten Eitlen, ein süßer Wohllaut, eine erquickende Harmonie ist; und daß Verachtung alles Lobes, auch von dem Selbstlobenswürdigen, einen Stolz auf eigene Einsicht, ein Vorurtheil für eigene Größe verräth, wie sich wohl schwerlich mit echter Weisheit und echter Charakter-Güte vertragen möchte. Jedem, der nach Vollkommenheit hinstrebt, muß die Kenntniß der Stufe wichtig seyn, auf welcher er hält; muß die Ueberzeugung wichtig seyn, daß er sich von seinem Ziele nicht entferne, sondern ihm näher rücke; muß also, bey dem Mangel eines untrieglichen Maßstabes, die Uebereinstimmung fremder Urtheile mit seinem eigenen wichtig seyn, so bald nur jene fremden Urtheile, in Rücksicht auf Kopf und Herz der Urheber, ohne Verdacht sind. Am meisten muß es erfreuen, durch ein solches verdachtloses Urtheil

sich auf einer höhern Stufe zu finden, als worauf man selbst sich zu glauben wagte. — Aber eben dieses, das Verdachtlose, ohne welches doch aller Werth, alles Erfreuliche des Lobes hinweg fällt, ist der dunkle schwierige Punct, den oft kaum der Mann im geringern Stande, und wie viel seltener der im höchsten, sich aufhellen und festsetzen kann. Das sicherste, geprüfteste Kennzeichen, nicht zwar von der Einsicht, aber doch von der Aufrichtigkeit des Lobenden, wäre wohl das, welches jener König von Sparta dafür erkannte: daß der, welcher unser Gutes lobt, auch das Herz haben müsse, unser Böses zu tadeln. Aber wie viele gibt es unter den Fürsten der Agesilaus, die Tadel ertragen könnten? oder unter den Dienern der Cyneas, die Fehler und Schwachheiten an ihren Gebiethern zu rügen wagten?

Gleichwohl, wenn nur die Gränze der Ehrerbiethung nicht überschritten wird, und der Tadel nur eben so frey von Muthwillen als von Bitterkeit ist; wie viel mehr wahre Anhänglichkeit, wahre Achtung läßt sich aus ihm, als aus allen Kriechereyen des Schmeichlers, schließen! Entweder zeigt der Tadler eine ängstliche oder eine gesetzte Miene; entweder scheint ihm bange, daß dem Fürsten seine Freymüthigkeit mißfallen und ihm die Ungnade desselben zuziehen werde, oder er scheint über diesen Punct so ruhig, als ob er auch nicht die Möglichkeit davon dächte. In dem erstern Falle, wie viel Treue und Liebe; in dem zweyten, wie

viel Achtung und Zutrauen beweiset der Tadler! Das eine Mahl will er lieber sich selbst um dasjenige bringen, was nach gemeiner Denkungsart dem Hofmanne das Höchste und Begehrungswürdigste ist, um die Gnade des Prinzen, als auf dem Charakter desselben einen Flecken dulden, als ihn ruhig eine Handlung begehen lassen, die seinem Glücke und seiner Ehre nachtheilig werden könnte. Das andere Mahl schätzt er den Prinzen über die Schwachheit gemeiner Seelen erhaben; er setzt ihn, mit voller Zuversicht, unter die Zahl der Edlen, die einem Freunde Dank wissen, der sie aufmerksam auf ihre Schwachheiten macht, weil eben das sie in den Stand setzt, dem Ziele, welches sie unverrückt im Auge haben, der Vortrefflichkeit, näher zu kommen. Kann der Prinz, wenn er einiger Maßen nachdenkt, in dem einen oder dem andern dieser Fälle sich beleidiget finden? Kann er dem Furchtsamen die Selbstverläugnung der Liebe; dem Zuversichtlichen die hohe Achtung verübeln, womit ihn dieser den edelgesinntesten, vortrefflichsten Menschen beyzählt? Höchstens möchte der Erstere ihm eben darum mißfallen können, weil aus seiner Aengstlichkeit der Verdacht hervor scheint, daß der Prinz mehr eitel als gut sey, mehr die Schmeicheley als die Wahrheit liebe; aber wie der Letztere mit seinem unbefangenen Blicke, seinem offenen Zutrauen zu dem Seelenadel des Prinzen, ihn mehr als einen Augenblick verwirren, ihn wirklich aufbringen und beleidigen könne: das ist nur dann begreiflich, wenn man ihn eines solchen Zutrauens

für unwürdig, wenigstens seine Beurtheilungsgabe für nicht die feinste erklärt. Er würde sonst einsehen müssen, daß auch der glattzüngigste Schmeichler, mit den ausgesuchtesten Wendungen, ihm unmöglich etwas Feineres, etwas wahrhaft Verbindlicheres sagen könne, als der edelfreymüthige Mann ihm eben dadurch sagt, daß er ihn tadelt.

Nachruhm.

Für den Menschen, das Geschöpf der Zeit, ist die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In sie hinein strebt jeder seiner Wünsche, in sie die meisten seiner Gedanken. Für sie nur lebt er, sorgt er, arbeitet er; sie sich aufzuhellen, horcht er auf Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; sie sich zu verschönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Gesundheit, Leben.

Gröbere Seelen hangen mit ihren Wünschen und Gedanken nur an der nächsten Zukunft; feinere schweifen damit hinaus bis über das Grab. Wenn alles Uebrige aufhört, soll der Nachruhm noch dauern; wenn Alles Trümmer ist, was das Leben gebaut hat, soll die Ehrensäule noch da stehen.

Es hilft nichts, daß man den Ruhmsüchtigen fragt: wird das Lob, das im Tode hinter dir bleibt, zu deiner Kenntniß gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebornen Nachwelt dein Ohr; das Blatt der Geschichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge entzücken? — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liebe des Nachruhms selbst, einen Beweis der Unsterblichkeit und des fortdauernden Zusammenhangs mit dem Erdenleben; oder er gibt wenigstens, durch die Allmacht der Fantasie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen schlafen, lieset Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöffneten Schachten ruhen. —

Aber, möchte man ausrufen: Prophetischer Träumer! wie kannst du Urtheile deiner Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechseln? Sind denn jene schon eins mit den Urtheilen der Zeitgenossen? — Schmeichler, weißt du, sind gern Lügner; und der größte Schmeichler ist immer der Mensch sich selbst.

Oder achtest du vielleicht der Wahrheit deiner Vorstellungen nicht, und erfreuest dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdest du den, der dich vom Wahnsinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit hassen? — Dann bist du der Mittheilung des Geheimnisses unwerth, wie man sich die Zukunft gewiß macht. Dann träume!

Die Nachwelt ist unparteyisch, unbestechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann Anfangs schwanken; aber bald werden die Weisesten und die Edelsten ihm Festigkeit geben. — Du selbst kannst dein unparteyischer Richter nicht seyn; das duldet deine Eitelkeit nicht: und doch mußt du dir die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh, und suche dir unter den Mitlebenden einen der Weisesten, Edelsten auf: strebe seiner Freundschaft würdig zu werden: und hast du, in der seligsten Minute deines Daseyns, dieß Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den Er vielleicht dir gibt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offenen, hellsehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unparteyischen, unbestechlichen gerechten Zukunft.

Zwar ist er Freund; und Freundschaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber sey wahrhaft ruhmwerth; und meinst du, nicht auch die Nachwelt werde sie haben? Reine volle Unparteylichkeit gibt es einmahl nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, strenger Richtermiene naht sich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geschlechtstafeln, Schätze, Kronen, können ihn blenden: das alles ist im Tode dahin; was ihn noch einzig anzieht, ist der Geist und das Herz: denn deren Rechte sind ewig. Laß ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden: und seine Kälte erwärmt sich, seine Strenge wird milder; er wägt jetzt ängstlich an Tadel, und weniger ängstlich am Lobe: sein Scharfsinn wird er-

finderisch an Entschuldigungsgründen. Ohne daß er es weiß, daß er es will; hat er Flecken übersehen, hat er Schönheiten hervor gehoben. —

O, eure Eitelkeit, euer Stolz, Ihr Fürsten, den Ihr so ungerne ablegt! Den Durst nach Unsterblichkeit habt Ihr; aber wo ist an eurer Seite der Freund, dessen strenges Urtheil sie euch verbürgte?

Sittenwerth.

Laster, die unbedeutenden Privat-Personen Schande machen, machen sie unfehlbar auch Fürsten. Große Regenten-Tugend kann allerdings den persönlichen Fehler so überglänzen, daß wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von diesem, sicher in größerer Reinheit, in größerer Fülle strahlen.

Jener ruhmvolle Fürst, sagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an dessen Märschen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen, noch jetzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch seinen Ruhm durch schändliche Wollust? Dieser andere war ein musterhafter Staatswirth, der Han-

del, Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiß, mit bewundernswürdiger Thätigkeit und Klugheit empor brachte; warum entehrte er doch so viel Verdienst durch Zornmuth, durch barbarische Grausamkeiten? Hier ein dritter war eifriger Beförderer der Wissenschaften, nach dessen Nahmen die Nation ihr goldenes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verschwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, Scipio, Lucull, sind Nahmen, die im Tempel der Unsterblichkeit glänzen. Aber eben die Geschichte, die uns die Thaten dieser Helden erzählt, setzt hinzu: daß dem Einen seine Liebe zum Weine, dem Andern sein Hang zum Schlafe, dem Dritten seine verschwenderische Tafel zum Vorwurfe gereicht hat.

Man urtheile, wenn schon solche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm großer Männer verdunkeln können; was wird erst volle Lasterhaftigkeit, volle Unsittlichkeit thun? Kein Verdienst um den Staat, wie vollwichtig es immer sey, gibt auf Seite der Ehre den Ausschlag gegen die Schande eines unedlen, eines boßhaften Charakters. —

Und daß man doch ja, was man Verdienst um den Staat nennt, nicht mißverstehe, nicht einseitig bloß das gestiftete Gute berechne, und das mitgestiftete Böse vergesse! Ein Regent hat den Staat

erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhaftesten Verhältnisse mit den umgebenden Mächten gesetzt: wahre große Verdienste! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wissenschaften, Kunstfleiß, Handel, zu einer Höhe, wie noch keiner seiner Vorgänger, getrieben: äußerst ruhmvoll und edel! Aber warum sieht denn gleichwohl der Geschichtforscher von tieferm Blicke eben in dieser glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher so schrecklich gewordenen Verderbens? — Das unglückliche Beyspiel des Fürsten hat seinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigern Ständen, zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beyspiel hat um so mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaft großen Eigenschaften des Fürsten seine Fehler zu entschuldigen, sie nicht nur verzeihlich, sondern selbst liebenswürdig zu machen schienen. Man rechnete sich's zur Ehre, ihm ähnlich zu seyn; und da man dieß in dem, worin er wirklich groß war, nicht konnte, so ward man es um so lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in seiner Zügellosigkeit, seiner Sittenverspottung.

Wie weit ein solcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmahl eingerissene Verderben anschwellen könne, das haben ältere und neuere Beyspiele nur zu schrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rausche, worin es dem Abgrunde zutaumelt, durch drohende Schicksale noch bey Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frü-

hern Nachfolgern des Fürsten ein wahrhaft edler auftritt, der durch weise Gesetze wieder Ordnung, und wenn auch Anfangs nur äußere Ordnung, erzwingt, bis durch stäte kraftvolle Handhabung dieser Gesetze, und mehr noch durch das eigene ehrwürdige Beyspiel des Fürsten, die Tugend ihre Rechte zurück erhält und in den Seelen wieder empor kömmt! Aber wehe dem Staate, wenn am Hofe und unter dem Volke die Ungebundenheit fortwirkt, bis erst alle Scham verschwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Ansehen der Gesetze schützen müßte, in den Gemüthern dahin ist! Dann wird nur allzu bald Pflicht und Tugend zum Spotte, Gemeingeist und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in sich und mit dem Throne verknüpften, werden sich lösen: das ehemahls durch Tugend so genau, so innig vermischte Interesse Aller, wobey der Staat einer so vollen Gesundheit, eines so frohen Lebens genoß, wird sich zu schändlichem Eigennutze vereinzelnen; der Staat wird seinem Untergange entgegen kränkeln, und wie lange auch dieses daure, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampfe, die endliche volle Auflösung verspäte: so wird doch diese gewiß, und wer kann sagen, unter wie schmerzhaften Krämpfen, mit wie gräßlichen Symptomen? erfolgen.

Wie? Und den ersten Urheber dieses Verderbens, dessen Laster so unendlich mehr einrissen, als

seine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unsittlichkeit gewöhnte und zu eigener Unsittlichkeit verleitete; ihn sollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um sein Volk hochverdienten Fürsten verehren? sollten sein Bild im Tempel des Nachruhms aufstellen und unter lauten Lobgesängen es mit Lorber bekränzen? — Zwar ihm ganz seinen Lorber versagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypressen in diesen Lorber flechten, werden trauern, daß so großen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen mußte, wodurch sie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz so strenge Forderungen an Fürsten, als an andere Menschen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, außer der Gewalt der Gesetze zu seyn, in gar keinem Stücke zu gute kommen? Freylich, einem Cäsar Borgia, einem Carl den Schlimmen von Navarra, auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürsten schänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es gibt ja geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laster nennt, da man sie nur Schwachheiten nennen sollte; Sünden, worin gerade die fühlendsten Herzen, die feinsten, wohlwollendsten Charaktere, am liebsten verfallen. Schwachheiten dieser Art haben wir mehreren der besten, der gepriesensten Könige zu verzeihen; und warum nicht

sie allen Fürsten als eine Erhohlung von ihren Arbeiten, als eine Zerstreuung und Gemüthsstärkung bey ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind sie nur im Uebrigen weise, tugendhaft, edel; — ob sie nicht die treuesten Gemahle, nicht die beständigsten Liebhaber sind: was für einen Flecken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen so großen Schaden der Nation thun?

Allerdings ist ein Unterschied zwischen Fehlern: allerdings ist der bloße, besonders feinere, Wollüstling in unendlich geringerm Grade verächtlich und hassenswerth, als der Blutsauger, der Tyrann, der Vergifter. Aber auch die kleinste Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüsse so viele aufnehmen, daß sie zum wilden verheerenden Strome wird; und der unbedeutendste Sittenfehler kann durch alle die, die sich nach und nach ihm zugesellen, in die gehässigsten, verderblichsten Laster führen. Wie, wenn die erste zarte Empfindung für Schönheit, für Reitz des Umganges, für Geist und Witz, die den Prinzen von der gesetzlichen zu der ungesetzlichen Verbindung hinzog, wenn diese so unschuldig, selbst so liebenswürdig scheinende Empfindung ihm eine Gebietherinn gäbe, der er für das zweydeutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abschlagen zu dürfen, und die es verstände, alle Anfangs versteckten, aber nach und nach sich entwickelnden Laster ihrer eigenen Seele in die seinige hinüber zu pflanzen? Wie, wenn der Hang dieser Gebietherinn zu Vergnügungen, zur Pracht,

zur Ueppigkeit; wenn die glänzende Versorgung der unechten, vielleicht sehr zahlreichen Nachkommenschaft zu ungeheurer Verschwendung, zu gänzlicher Erschöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauern, nichts weiter übrig bliebe, als sich die ungerechtesten, grausamsten Erpressungen zu gestatten? Wie, wenn die lautesten Ansprüche des Verdienstes überhört, alle die Besten und Edelsten zurück gesetzt werden müßten, um Würden, Ehrenstellen, Reichthümer auf die Zweige des oft so dunklen Hauses der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günstling oder Schützling derselben zusammen zu häufen? Wie, wenn die Rachsucht der Stolzen, die leicht Verachtung sieht, weil sie Verachtung verdient, und deren Zorn, Schmeicheleyen, Thränen die schwache Seele des Prinzen nicht zu widerstehen vermag, die würdigsten Männer des Staats zum Opfer forderte; und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Boßheit, Ungerechtigkeit, Abscheulichkeit, so wie zur kriechendsten Schmeicheley, zur unbedingtesten Unterwerfung, zur freudigsten Erfüllung jedes nur halb geäußerten verderblichen Wunsches bereit wären? Hätte nicht da der Anfangs nur schwache, in seiner Schwachheit liebenswürdige Fürst sich plötzlich in einen boßhaften, tyrannischen, verabscheuungswerthen Unterdrücker verwandelt? —

Daß man es doch niemahls vergesse! alle Tugenden der Seele hangen an einem gemeinschaftli-

chen heiligen Bande, dessen leichtsinnige Trennung Gefahr bringt, daß sie sich alle zerstreuen werden. Man löset den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herab gleiten zu lassen; aber siehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführerischen Beyspiele des Fürsten hingerissen, gleiche Grundsätze annehmen, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denken; welche Masse allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachsen! Oder sollte es folgenlos bleiben, wenn das ehemahls so zärtliche Band der Familien zerrissen, der Friede des Hauses gestört, eben dadurch das Haus verekelt, das Interesse nach außen verschleppt, von dem Vermögen verschleudert, an den Geschäften versäumt wird? — Ohne des andern unsäglichen Uebels zu erwähnen, wovon das größte die Nachbildung der Jugend nach dem älterlichen Muster ist; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verschleuderung des Vermögens bewirken! Der Ruin selbst ist das geringere Uebel; das unendlich größere ist, daß man, um diesem Ruine auszuweichen und die einmahl angefangene Lebensart, sey es aus Geschmack oder aus Nothwendigkeit, fortzusetzen, sich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer bessern Lage, eben wie der Gesunde vor künstlichen Wunden, denen sich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurück schaudern würde. Die heiligsten Pflichten scheinen dann

nicht mehr heilig; der Leichtsinn, der das eine Verhältniß verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewissenhaftigkeit, wahre Ehre verschwinden; Betrug, Eidbrüchigkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemahls an den Lastern selbst hing, hängt jetzt nur noch an dem Mangel der Feinheit, der List, womit man sie hätte verdecken sollen. Also bis dahin, bis zu einer so wilden Gesetzlosigkeit, konnte der kleine Anfang führen, daß man sich Freyheiten nahm, die für unschuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreissung von abergläubischen Grillen, für edle Erhebung über altväterisches Vorurtheil galten! — Die Laster, wie die Tugenden, sind sich innig verwandt; jedes trägt den Samen der übrigen in sich: und wenn nur eins davon unter dem Volke Wurzel faßt, so werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, und Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hier und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauern.

Aber, sagt man vielleicht, muß denn der Fürst, was er sich selbst erlaubt, darum auch Andern gestatten? Ist er nicht Herr, um durch weise Gesetze die Unordnungen einzuschränken und dem Verderben zuvor zu kommen? Hat er es nicht in seiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über diese Gesetze zu halten? — Wie? Seine eigene Handlungen soll er verdammen? Soll mit jedem Gesetze

dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande seines Fürsten erkenne? Soll mit seinen Untugenden allein stehen wollen, um ihren Anblick desto auffallender, desto empörender zu machen? — Laster hat immer gern Gesellschaft von Laster; es zieht sich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häßlichkeit vor der Schönheit, zurück; es findet in Beyspielen Entschuldigung, und fürchtet, durch Unduldsamkeit noch verhaßter, noch verabscheuter zu werden. — Und was für Kraft könnten denn auch Gesetze haben, die auf dem Throne selbst und rings um den Thron verlacht und verspottet würden? Nein, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Tugend, in ihrer Würde bleiben oder darin zurück treten sollen: so muß der Fürst selbst ein Edler seyn, der zu jedem seiner Gesetze das Beyspiel gebe; so muß das Laster nicht bloß zittern, sich ihm zu nähern, es muß auch erröthen; so muß das gezüchtigte Verbrechen nicht Grund finden, mit Unmuth entgegen zu reden oder zu knirrschen; es muß sich gedrungen fühlen, sein eigenes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es schlägt, zu verehren.

Vorsicht.

Theodos der Jüngere, griechischer Kaiser, bestieg den Thron, als ein Kind von acht Jahren. Die Geschäfte des Reichs verwaltete seine Schwester Pulcheria, eine Dame, deren Geist und Charakter sie dieser hohen Bestimmung würdig machten.

Als Kind hatte Theodos die Schriften, die ihm seine Staatsdiener vorlegten, unterzeichnet, ohne nach ihrem Inhalte zu fragen; als Mann behielt er diese üble Gewohnheit bey. Pulcheria suchte ihn auf die Gefahr, worin ihn seine Sorglosigkeit stürzen könnte, aufmerksam zu machen; aber ihr Warnen blieb fruchtlos, bis sie ihm endlich die Wirklichkeit dieser Gefahr überzeugend vor Augen legte.

Theodos hatte sich, eben auf Anrathen Pulcheriens, mit einer sehr reitzenden jungen Griechinn vermählt, die in der Taufe den Nahmen Athenais gegen den Nahmen Eudocia verwechselt hatte, und die er mit Leidenschaft liebte. Einst, als Eudocia ihrer Schwägerinn einen Besuch gab, kündigte diese ihr an, daß es ihr nicht

erlaubt seyn würde, zu ihrem Gemahl zurück zu kehren, sondern daß sie bey ihr, als ihrer künftigen Gebietherinn, bleiben müßte. Eudocia, wie man denken kann, hielt das für Scherz; aber Pulcheria nahm es so sehr im Ernste, daß endlich der Kaiser selbst kommen mußte, um seine Gemahlinn zurück zu fordern. — „Deine Gemahlinn?" sagte Pulcheria. „Erkennst du eine Person, die in meinen Diensten und meine Leibeigene ist, für deine Gemahlinn? Du hast ja allen deinen Ansprüchen auf sie entsagt: ich habe ja die Urkunde darüber, von dir selbst unterzeichnet, in Händen." — „Welche Urkunde?" rief Theodos. — Und in diesem Augenblicke legte ihm Pulcheria seine eigenhändige Unterschrift einer Schenkungs-Acte vor, die sie die Geschicklichkeit gehabt hatte, unter andere, von ihm zu unterzeichnende, Staatsschriften zu mischen. Dieser Kunstgriff that Wirkung; Theodos sah das Gefährliche seiner Nachlässigkeit ein, und gab Pulcherien sein heiliges Wort, künftig vorsichtiger zu verfahren. —

Ob wohl auch heutiges Tages noch Theodose leben, denen man eine Schwester, wie Pulcheria, wünschen möchte?

Bescheidenheit.

Es ist schön, einen Mann zu erblicken, der in niedrigerm Stande geboren, von Glücksgütern entblößt, vielleicht durch Schicksale herunter gekommen, dennoch auf Ehre hält, Verachtung und Unterdrückung nicht duldet, seinen Antheil an den allgemeinen Menschenrechten behauptet, und ohne thörichten Hochmuth, der für ihn ein unnatürlicher, also größerer Fehler wäre, sich in keiner seiner Handlungen wegwirft.

Es ist noch schöner, einen Edlen zu finden, der durch Geburt oder durch Verdienste empor gehoben, mit Reichthum, mit glänzenden Vorzügen begabt, von allen diesen Vorzügen bescheidenen Gebrauch macht, auf keinen seiner Mitmenschen verachtend herab blickt, keinen durch sein Ansehen beschränkt, und ohne sich wegzuwerfen, welches wieder für ihn ein unnatürlicher, also größerer Fehler wäre, überall, wo nicht besondere Verhältnisse eintreten, sich dem Aermern und Niedrigern gleichsetzt.

Auf unsere Achtung haben Beyde, der im Unglücke nicht Kleinmüthige, der im Glücke nicht

Uebermüthige, Anspruch; aber Liebe erwirbt sich der Letztere, wenn nicht ausschließend, doch mehr. Sie zeigen Beyde Gefühl von dem Werthe der Menschheit, und Schätzung der Rechte derselben: und dieses ist uns lieb, wo wir es finden; aber der Eine schätzt diese Rechte in sich selbst, der Andere in uns; und dieser Unterschied ist für das Herz von Bedeutung. So sehr es auch bloße Pflicht ist, seine Vortheile nicht zum Nachtheile Anderer zu gebrauchen, als wozu keine Befugniß sich denken läßt; so nimmt man doch nur zu gern, wegen der Seltenheit einer so bescheidenen und gemäßigten Denkungsart, die Erfüllung dieser Pflicht für Verdienst.

An Personen des höchsten Standes, an Fürsten, ist Bescheidenheit um so liebenswürdiger, je erhabener ihre Vorzüge sind, und um so schätzbarer, je weniger man Mittel hätte, sie beym Mißbrauch dieser Vorzüge in Schranken zu halten. Einmahl ist ihr Ansehen jedermann heilig: dem Einfältigen, weil er es fürchtet; dem Klugen, weil er es achtet. Und wenn also Fürsten vergessen, daß nicht sie allein an die Menschen Forderungen haben, sondern auch die Menschen an sie; wenn sie sich Freyheiten erlauben, die gewiß kein Huldigungseid ihnen gab, weil zum Ertragen von Beleidigungen und Unarten keine Verpflichtung Statt finden kann; wenn sie zum Beyspiele Höflichkeitsbezeigungen mit kaltem, oder verachtendem, oder gar keinem Blicke erwiedern; unbekümmert um

Vergnügen, Bequemlichkeit, Gesundheit der Mitmenschen, nichts als ihr eigenes Geluste zu Rathe ziehen; durch volkreiche Straßen mit einer Wildheit sprengen oder jagen, daß Kind und Greis nicht wissen, wie sie sich retten sollen; zahlreiche Versammlungen, mitten in der gespanntesten Aufmerksamkeit auf ein Werk der Kunst, durch das Geräusch ihrer verspäteten Ankunft, durch Gespräch und Gelächter, ohne Scheu unterbrechen; kalt und stolz über Männer hinsehen, denen ihr Verdienst gerechte Ansprüche auf ihre Hochachtung, vielleicht auf ihre Dankbarkeit gibt; Personen, die in nichts ihnen zu nahe traten, mit Geberden; wohl gar mit Spottreden necken, und was der ähnlichen, vielleicht noch größern, Unarten mehr sind: wie soll man da die Fehler in ihrer Erziehung gut machen und ihren Sittenmangel verbessern? wie sie von ihren ungebührlichen Anmaßungen, und den überspannten oder vielmehr völlig falschen Begriffen von ihrer Hoheit, bis zur billigen, bis zur schuldigen Achtung gegen ihre Mitmenschen herunter stimmen? Man sage nur nicht, daß zu unsern Zeiten Aufklärung und Sittenverfeinerung solche Spuren ehemahliger Barbarey längst vertilgt haben; das Wahre möchte nur seyn, daß sie diese Spuren längst vertilgt haben sollten.

Indessen, wo er sich zeigt, so ein Prinz, der sich des hellern gebildetern Zeitalters würdig beträgt; der bey allem Bewußtseyn seiner eigenen Rechte nicht vergißt, daß auch andere Menschen die

ihrigen haben, und daß kein feiner, geschweige denn ein edler Mann diese Rechte muß verkennen, oder beeinträchtigen wollen: — er wird ein Gegenstand allgemeiner Liebe, allgemeiner Verehrung; er verliert an seiner Hoheit durch die freywillige Beschränkung, die er ihr gibt, so wenig, daß er vielmehr unendlich an ihr gewinnt. Und, in der That! wenn Verstand und Güte, die sich beyde in Bescheidenheit vereinigen, herab würdigen sollten; so müßten Rohheit und Fühllosigkeit, die im Begriffe der Barbarey zusammen treffen, erheben und verherrlichen können. Aber Barbarey, wo sie nicht Verachtung oder Mitleiden erweckt, da kann sie nur Grauen und Abscheu erwecken: Bewunderung, Hochachtung, Verehrung mischen sich nie, so wenig als Liebe, in ihr Gefolge.

Die schönste Wirkung thut Bescheidenheit an einem aufblühenden fürstlichen Jünglinge: nicht, weil überhaupt der Reitz der Jugend jeden Ausdruck von Güte anziehender und einnehmender macht, oder weil gerade diesem Alter, wo der Mensch noch so wenig ist, und Alles erst werden soll, Bescheidenheit so vorzüglich ziemt, oder weil wir den Verstand und die Mäßigung, die sich in dieser Tugend ankündigen, eher vom reiferen als vom jugendlichen Alter erwartet hätten; sondern vor allem: weil wir dabey in die Zukunft so erfreuliche Blicke werfen; weil wir urtheilen, daß der mit so hohen Rechten geborne und mit diesen Rechten so wenig sich brüstende Jüngling schon den Werth

des Verdienstes kennen muß, und daß er, unzufrieden mit Vorzügen, die ihm ein blindes Schicksal zuwarf, alle seine Kräfte aufbiethen wird, sich wesentlichere, höhere Vorzüge zu erringen. — Wenn er bey Hoffesten, so gerne und doch so blöde, sich den großen verdienstvollen Männern naht, die ihr Vaterland und ihr Zeitalter verherrlichet haben; wenn er durch aufmerksames stilles Zuhören bey ihren Reden, durch schamhafte Verlegenheit bey ihren Ehrfurchtsbezeigungen, durch jeden ihm möglichen Ausdruck seiner innigen Achtung, das Mißverhältniß scheint gut machen zu wollen, daß Greise sich vor einem Jünglinge beugen, und diejenigen Ehrfurcht beweisen, die mit so vielem Rechte Ehrfurcht zu fordern hätten: welche große, herzerhebende Hoffnungen muß das geben! — Dieser Jüngling, sagen wir dann uns selbst, wird seiner Hoheit nicht eher froh werden können, als bis er gestrebt hat, ihrer würdig zu seyn; er wird das Verdienst, das er so sehr in Andern ehrt, in sich selbst hinüber pflanzen, wird das Vergnügen der Menschheit, der Stolz seines Vaterlandes, die Liebe und die Bewunderung der Nachwelt werden. Und wenn dann noch Entfernung von allen eitlen Vergnügungen hinzu kömmt, Widerwille gegen Alles, was Pracht heißt, was Aufsehen macht, edle Gleichsetzung in jedem Verhältnisse, wo nicht der Prinz unter Unterthanen, wo nur der Mensch unter Mitmenschen erscheint, hohe Achtung für das Urtheil aller Guten und Edlen, und was mit die-

ser Achtung verbunden ist, Fleiß, Anständigkeit, Ordnung, untadelhafte Sittenreinheit. — —

Doch genug dieser Züge! Das Gemählde will Bildniß werden; und Schmeicheley sey, bis auf den schwächsten Schimmer, von diesen Blättern entfernt! Lieber ins Innere des Herzens die Freude zurück gerufen, daß ein so schöner Fürsten-Charakter nicht Traum blieb; daß alle Welt Zeuge ist, wie trefflich, als Mann, Einer der Gekrönten Europens seinem Volke Wort hält, dem er, als Jüngling, durch seinen Ernst, seine stille Bescheidenheit, seine fast beyspiellose Sitteneinfalt, so gerechte Erwartungen gab!

Rache.

Die schönste Antwort auf Verleumdungen ist, daß man sie stillschweigend verachtet. Aber um diese Antwort zu geben, muß in der eigenen Seele des Verleumdeten und in den Seelen seiner Mitbürger der Werth desselben so anerkannt seyn, als es in Athen der Werth eines Sokrates war. Ein solcher Edler darf sich dann nur ruhig vor dem Volke hinstellen, und sein bloßer Anblick wird seine Schutzrede; der Spötter, statt daß er ihn sollte zu Schande machen, wird selbst zu Schanden.

Scipio der Afrikaner ward, auf Anstiften des ältern Cato, von den Tribunen des Volks vor Gericht gefordert. Er sollte Rechnung von dem aus Asien mitgebrachten Raube ablegen, und sich wegen der Summen verantworten, womit Antiochus den Frieden von ihm erkauft haben sollte. Zufälliger Weise war der Tag, der zur Entscheidung der Sache angesetzt war, gerade ein Jahrstag der großen Hauptschlacht bey Zama. Scipio, den Gesetzen gehorsam, erschien, und hielt seine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er sie dem Volke nur gezeigt, so riß er sie mit Verachtung in Stücken. „Was stehen wir," rief er, „und verderben hier mit unnützen Händeln die Zeit? An diesem Tage ist Hannibal geschlagen und Carthago gedemüthiget worden. Mir nach, Ihr Römer! Dort auf dem Capitol erwarten die Götter unsern Dank und unsere Gelübde." — Mit diesen Worten stand, vor den Augen aller Mitbürger, das Verdienst des Mannes in voller Herrlichkeit da; die Anklage gegen ihn erschien als der schwärzeste Undank, als die sträflichste Boßheit; das ganze Forum, die Lictoren selbst, strömten hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende. Einen so schönen, glorreichen Triumph hatte nie ein Römer gefeyert. —

Dieses kalte ruhige Nichtachten der Verleumdung, das schon bey dem unbedeutenden Privat-Manne, wie Sokrates, oder bey dem zwar großen, aber doch abhängigen Bürger, wie Sci-

pio, eine so schöne Wirkung thut, thut diese Wirkung gedoppelt bey einem Fürsten, dem es nur Ein Wort, Einen Wink kosten würde, um seinen Feind zu vernichten. Wir bewundern hier, außer dem edlen stillen Selbstbewußtseyn, noch die großmüthige Entfernung von aller Rachgier; wir ehren diese Richtigkeit des Verstandes, lieben diese Milde der Denkart, womit der Fürst die Verachtung, die immer so sicher dem Verleumder folgt, seine ganze Strafe seyn läßt. — Theodos der Große durfte, um seine Rache zu kühlen, nicht einmahl ein Rachgieriger scheinen; das Gesetz bestand, welches jeden, der sich an der Majestät des Kaisers vergreifen würde, mit dem Tode bedrohte, und so durfte er Ankläger und Richter nur machen lassen, ohne sich persönlich hinein zu mischen; aber gut und groß, wie er war, gab er die schöne Verordnung: daß man hämische Angriffe auf seine Person, sie möchten nun Leichtsinn oder Einfalt oder Boßheit zum Grunde haben, keiner Aufmerksamkeit würdigen sollte. „Denn Leichtsinn," sagte er, „verdient sonst nichts, als verachtet; Einfalt verdient bemitleidet zu werden, und ohnmächtiger Boßheit muß man verzeihen können." —

Bey verdientem gerechten Tadel wird Verachtung, wenn sie nicht bloß scheinbar ist, ganz das Gegentheil von dem, was sie bey Verleumdungen war; sie wird aus Ehre zur Schande. Sie kündigt uns hier ein abgestumpftes, erstorbenes Ehrgefühl, eine Seele ohne Scham, und

also nicht allein ohne Tugend, sondern auch ohne den Keim von Tugend; kurz, einen Charakter an, der mehr als Unwillen und Haß, der zugleich jene äußerst widrige Empfindung erregt, die man den sittlichen Ekel nennen möchte. Einen solchen Charakter sich auf dem Throne zu denken, macht schaudern. Wo noch irgend Anlage zur Tugend seyn soll, da muß ein gerechter Tadel die Seele schmerzen, und muß es um desto mehr, je wichtiger und bedeutender die Fehler sind, die er unsern Mitmenschen aufdeckt. Nur ist es freylich eine ganz falsche Wirkung dieses Schmerzens, wenn er uns mehr zur Rache und zur Verfolgung, als zu dem Bestreben, unsere Fehler zu verbessern und sie in die entgegen gesetzten Tugenden zu verwandeln, antreibt. Jene Empfindungen zu ersticken, sollte uns nicht bloß die Weisheit, sollte uns schon die Klugheit lehren; denn sich ihnen überlassen, heißt, den Tadel bestätigen, der sonst vielleicht für eine boßhafte Erdichtung gegolten hätte. Aus einer zu großen Empfindlichkeit gegen Vorwürfe schließt man eben so gern auf Schuld, als aus ihrer ruhigen Verachtung auf Unschuld. Und gesetzt, die Richtigkeit des Tadels wäre zu offenbar, um abgeläugnet zu werden; welche Wirkung, glaubt man, wird die Befriedigung unserer Rachgier wohl eher haben; die: daß sie das Andenken an unsere Fehler vertilgt, oder daß sie es den Gemüthern noch tiefer einprägt? daß sie das Verzeichniß unserer Untugenden abkürzt, oder daß sie es um eine neue, vielleicht größere, verlängert?

Fürsten haben noch einen Bewegungsgrund mehr, warum sie sich der Rache enthalten müssen; diesen: daß für sie die Rache zu leicht ist. Der Geringere, wenn er seinem Beleidiger unter die Augen tritt, zeigt denn doch wenigstens Muth, und Muth gilt für Tugend; aber was für Muth gehört bey einem Fürsten dazu, mit dem Gewichte seiner Macht über einen Ohnmächtigen herzustürzen, dem jedes Mittel, ihm zu widerstehen, versagt ist? Mag er, wenn er das anders kann und es ihm der Mühe werth scheint, Witz mit Witz, Spott mit Spott; aber nie muß er Reden mit Thaten, nie freymüthige Wahrheit mit Ketten und mit Banden erwiedern. Die einzige Rache, die seiner Größe ansteht, und die den schönen Vortheil gewährt, einen Schleyer über alle seine Fehler zu werfen, ist die, welche jener Papst wollte genommen wissen, da er, nach Lesung einer bittern Schmähschrift gegen den römischen Hof, zu den Inquisitoren sagte: „Das ist ein verwegener Mensch, dieser Verfasser! Wir müssen uns an ihm rächen und ihn öffentlich zum Lügner machen. Wir müssen uns bessern."

Die weiteste Abweichung von der Gesinnung eines Theodos, und also zugleich von Ehre und Edelmuth ist, wenn ein Fürst, nicht zufrieden, offenbar gewordene Feinde seiner Ehre zu züchtigen, auf Entdeckung geheimer, versteckter Feinde ausgeht; wenn er Späher, Auflaurer, Horcher in Dienst nimmt, die an allen öffentlichen Oertern, oft auch in Kammern und Winkeln lauschen müs-

sen,

sen, ob sich nicht irgend ein Verächter seiner Person, ein Tadler seiner Handlungen findet. Offenbar können es nur die kleinsten, schwächsten Seelen seyn, die sich zu so niedrigen Maßregeln, zu so ehrlosen Kunstgriffen herunter lassen. Der edle Mann, je inniger er seiner Güte und seines Werthes sich bewußt ist, desto unbekümmerter ist er um fremdes Urtheil; der tapfere Mann, je kraftvoller und je muthiger er sich fühlt, desto weniger forscht er mit Aengstlichkeit nach Gefahren; der kluge Mann, je lieber er seinen guten Nahmen und seine Ruhe hat, desto minder sucht er zu reitzen und zu erbittern. Aber was könnte wohl mehr erbittern, als wenn man überall, wohin man tritt, sich mit Schlingen und Fallstricken umgeben findet; wenn man in jeder Gesellschaft, oft auch in engern, gewähltern Kreisen, ja wohl gar bis ins Innere seiner Gemächer, sich belauscht, beobachtet, verrathen merkt; wenn man alles Zutrauen, vielleicht auch zu den nächsten Anverwandten, zu den ehemahligen besten Freunden aufgeben soll? Ein traurigeres, ängstlicheres, und also empörenderes Leben läßt sich nicht denken, als in Rom das Leben unter einem Tiber war.

Und wenn er nun recht glücklich in seinen Bemühungen ist, dieser argwöhnische Späher, so daß er der kränkenden, beklemmenden, oft wohl nur boßhaft erdachten Entdeckungen zu ganzen tausenden macht: was soll denn der Erfolg, der endliche Nutzen dieser Entdeckungen werden? Will er

Gericht halten lassen, um an den Unglücklichen Rache zu nehmen, und sie an Freyheit, Ehre, Gütern, Leben zu strafen? Oder will er sich in aller Stille vor seinen Feinden verwahren und über Mittel nachgrübeln, wodurch er die Gefahr, die er in ihrer Gesinnung erblickt, von sich abwenden kann? — Wie verhaßt wird ihn in dem einen Falle seine tyrannische Grausamkeit; wie unglücklich in dem andern seine stäte Furcht und Bangigkeit machen! — Oder will er vielleicht keines von beyden, sondern bloß das süße Vergnügen schmecken, auf seine eigene Hand sich recht innig zu ärgern, und aus voller Kraft der Seele, aber ganz im Verborgenen, zu hassen?

Da dieß Letztere, wie es scheint, ein nicht denkbarer, ein unmöglicher Zweck ist; so darf man es wohl sicher für Lüge nehmen, daß neben einander wohnende, verwandte Fürstenhäuser sich, eines im andern, unter Dienern und Tafelgästen geheime Auflaurer halten sollen, die nicht allein Urtheile, Einfälle, Lächerlichkeiten — wovon die letztern, wie man sagt, immer das Willkommenste und Gesuchteste sind — sondern ganz vorzüglich alle auf sie selbst Bezug habende Reden, alle gehässigen oder spöttischen Bemerkungen über ihre Personen und Handlungen, sich merken und ihnen zutragen müssen. Zum Ausbruche des Zorns, außer etwa in verdeckten Ausfällen und entfernten Anspielungen, wird es unter solchen Häusern doch schwerlich kommen; und so wäre der ganze Ge-

winn, daß man immer Stoff zu Verdruß und übler Laune in Vorrath hielte, sich mit jeder Zwischenträgerey immer herzlicher feind würde, und nebenher seine ganze Sittlichkeit von Grund aus zerstörte, indem bey aller geheimen Wuth das Schmeicheln und Loben, das Umarmen und Gefälligkeiten-Erweisen doch seinen Gang gehen würde. — Dieselbige Verleumdung, die zur Unterhaltung der Leichtgläubigen dieses Mährchen erfand, hat denn auch noch hinzu gesetzt: daß Familien-Tafeln, wie man sie an Höfen nennt, oft nur deßwegen so langweilig, gesprächarm und freudenlos seyn sollen, weil alles gegen einander durch Schleicher und Ohrenbläser bitter verhetzt ist, und jeder jeden, Trotz aller erkünstelten Freundlichkeit, auf das vollkommenste haßt, fürchtet, verabscheut.

Sicherheit.

Nur zu oft mochten Fürsten, in dieser letzten aufrührischen Zeit des Jahrhunderts, für sich selbst oder für ihre Kinder zittern. Jenes schwarze Gewitter im Westen, mochten sie sagen, hat sich bis über die Alpen gewälzt; was kann es hindern, sich auch über den Rhein-Strom zu wälzen? Der verderblichen Dünste, die es nähren können, gibt es auch hier; und wie, wenn es näher zöge, um mit

aller seiner Wuth auch über den vaterländischen Fluren zu donnern?

Das Rathsamste bey dieser schrecklichen Möglichkeit wäre wohl das: daß man nicht zu sorglos im gegenwärtigen Sonnenstrahle spielte, sondern dem fürchterlichen Phänomen, um es von seinem Horizonte entfernt zu halten, mit aller der Kraft entgegen wirkte, die dem Menschen in der sittlichen Natur so viel mehr, als in der körperlichen, zu Theil ward.

Daß es mit diesem Entgegenwirken gelingen werde, wenn es nur durch weise Mittel und mit ausdauerndem Ernste geschieht, das scheint die Sinnesart des Volks zu verbürgen. Ruhig, standhaft, bieder, treu, muß es guten, und wenn auch nur erträglichen, Fürsten weit weniger Sorge, als die meisten übrigen Völker, machen. Es hat von seiner Anhänglichkeit an gerechte, menschenliebende Herrscher die sprechendsten rührendsten Beweise gegeben; aber am Ende freylich hat auch das taubenartigste Geschöpf seine Galle: und zu sehr oder zu lange gereitzt, geängstigt, gemartert, braucht es, instinctmäßig, alle ihm verliehene Kraft, um sich der Angst und der Qual zu entladen.

Wie schon hieraus erhellet, so wäre kein Mittel, sich zu sichern, gewagter und also sinnloser, als wenn man Strenge und Druck vermehrte, und die Zügel der Regierung auf einmahl so kurz faßte,

als möglich. Eben dieser ängstliche, zuletzt unerträgliche Zwang könnte zu einer Wuth verleiten, die das sonst gutmüthige Volk über alle Schranken hinaus risse, und den unweisen Führer von seinem Sitze herab unter die Räder seines eigenen Wagens würfe. Ein noch wenig denkendes, wenig gebildetes Volk mag sich bis zu dumpfem Sclavensinne erniedrigen lassen; mit einem schon aufgeklärtern, zum Nachdenken erwachten, wird so ein Versuch schwerlich glücken.

Gleich unweise, und bey grausamen Mitteln gewiß auch gleich gewagt, würde das Bemühen seyn, der Aufklärung selbst entgegen zu arbeiten, und dadurch, daß man Dummheit und Aberglauben an ihre Stelle setzte, dem Sclavensinne den Weg zu bahnen. Wer einmahl von den Phantomen, womit die Menschheit in den Kinderjahren gegängelt ward, die Seele frey hat, der verschmäht es auf immer, sie wieder anzunehmen; ihm sie aufdringen wollen, kann keinen andern Erfolg haben, als ihn in Harnisch zu jagen und zu erbittern. Herrscher, die zu unsern Zeiten sich für höhere, von Gott geheiligte Wesen gäben, und in dieser Eigenschaft blinde Verehrung, blinden Gehorsam verlangten, würden ihren Zweck so ganz verfehlen, daß sie nur verhaßter und verächtlicher würden.

Also auf diesem Wege, daß man den Zustand des Volks oder selbst das Volk verschlechtert, scheint das Ziel, nach dem man strebt, nicht erreichbar.

Und so schlage man denn lieber den andern bessern Weg ein, der nicht, wie jener, im Sumpfe, sondern auf trockener lichter Höhe liegt, und wo man sich weder zu fürchten hat, daß man versinken, noch, wenn man glücklich hindurch kömmt, von Schande triefen werde. Man kehre die Grundsätze und die Verfahrungsweise, mit denen es nicht hat gelingen wollen, gerade um, und sehe zu, ob es dann eher gelingt. — Läßt sich nichts von Verschlechterung erwarten: so versuche man es mit Verbesserung; will die einmahl angebrannte Fackel sich nicht wieder auslöschen lassen: so trage man sie mit eigener Hand dem Volke vor; steht der Thron auf Furcht und auf Elend nicht sicher: so stelle man ihn hin auf Dankbarkeit und auf Wohlfahrt, — vielleicht, daß er dann weniger wankt.

Was wollen denn Völker, wenn sie ihrem angestammten Herrscher den Gehorsam aufkündigen, und das Panier des Aufruhrs erheben? Wollen sie in die Wälder zurück, in denen ihre Urväter, als einzelne, nackte, bey aller Freyheit elende Wilde umher schweiften? Wollen sie wieder die Eichel zu ihrer Kost machen, und ihren Trunk mit hohler Hand aus dem Bache schöpfen? Oder wollen sie Völker bleiben, und also in Gesellschaft, in bürgerlicher Vereinigung fortleben? — Wenn sie, wie niemand zweifelt, dieses Letztere wollen: so müssen sie denn auch fortfahren wollen, Führer zu haben, nur kluge und gute Führer; Gesetzen Folge zu leisten, nur weisen und milden Gesetzen; gemeinschaft=

lich Lasten zu tragen, nur mäßige, nicht erdrückende Lasten. Sich ein Volk zu denken, das zwar das Eine, aber nicht das Andere wollte, das die Vortheile gesellschaftlicher Vereinigung, aber zugleich die volle Freyheit des Wilden wünschte; das hieße, sich ein Volk von lauter Wahnwitzigen denken.

Angenommen nun, die ersehnte Verbesserung des Zustandes biethe sich freywillig dar; der kluge, gute Führer, dem man zu folgen wünscht, sey in der eigenen Person des Fürsten vorhanden; die mildere Gesetzgebung, die Erleichterung der Lasten, nach der man strebt, sey von seiner eigenen Weisheit, Volksliebe, Sparsamkeit, Staatswirthschaft zu hoffen: ist es denkbar, daß ein Volk nicht lieber in Ruhe diese Wohlthaten sollte entgegen nehmen, als durch blutigen, gefahrvollen Kampf sie erringen wollen? daß es den eben hervorbrechenden schönen Frühling mit allen seinen Lieblichkeiten verachten, und schlechterdings auf die Schöpfung eines neuen Himmels, einer neuen Erde bestehen sollte? Ohne vorhergehendes wüstes, finsteres Chaos gibt es solcher Schöpfungen nicht: alle Elemente des aufgelösten Staats würden erst in fürchterlicher Unordnung durch einander gewirbelt werden, und dann würde in Angst zu erwarten stehen, was für ein neuer Staatskörper aus der gährenden, brausenden Masse nach langem Kampfe sich entwickeln möchte. Möglich immer, daß es ein besserer, aber auch eben so möglich, daß es ein schlechterer wäre, als der zerstörte. Und auf diese Gefahr hin sollte

ein Volk es wagen, und den ganzen langen, oft so unseligen Zeitraum zwischen Umsturz der alten und Feststellung der neuen Verfassung durchleben wollen? sollte mitten in der schönsten Hoffnung, die ein weiser, guter Fürst ihm gibt, Entschließungen fassen, wie sie nur die äußerste Noth, nur die wildeste Verzweiflung entschuldigt? — Mag eine so traurige Hirn-Epidemie unter Völkern auch möglich seyn; unter dem unsrigen, das einen so gemäßigten Himmel und einen so ruhigen Puls hat, ist sie gewiß wenig wahrscheinlich.

Versuche es nur der Prinz, der mitten unter den jetzigen Stürmen seine Nächte ruhig durchschlafen möchte — ruhig, nicht wegen der Rasereyen fremder Völker, deren Folgen auch ihn treffen können, aber wegen der Gesinnung der eigenen — versuche er es, sich wahrhaft weise und gut, und mit dieser Weisheit und Güte unablässig thätig zu zeigen: kenne er durchaus keinen Unterschied zwischen seinem eigenen persönlichen, und zwischen dem Vortheile des Volks; suche er jeden gerechten Wunsch zu befriedigen, jede gegründete Klage abzustellen; erleichtere er durch Beschränkung der eigenen Ausgaben, durch besser berechnete Staatswirthschaft, durch sorgfältige Aufmerksamkeit auf jede Nahrungs- und Reichthumsquelle, den Unterthanen die Last; verleihe er, ohne Ansehen der Person, kräftigen Schutz gegen gewaltthätige Unterdrückung, und sey er selbst von allen Unterdrückungen fern; zerbreche er jede der Menschheit un-

würdige Fessel, und gönne allen die volle Freyheit, welche die Freyheit der Uebrigen zuläßt; befehle er nie ohne Gründe, und nie ohne wahre, einleuchtende, vom eigenen Besten des Volks entlehnte Gründe, treffe er Anstalten, um das von ihm bewirkte Gute auch für die Zukunft zu sichern; und um alles zusammen zu fassen, zeige er in jeder seiner Handlungen Gemeinsinn, Bürgersinn, Vatersinn, er wird inne werden, daß, je länger er dieses Weges fortgeht, desto mehr ihn alle Unruhe verläßt; daß, je würdiger er sich des Vertrauens vom Volke macht, desto mehr sein eigenes Vertrauen zum Volke zunimmt. Nur zaudere er nicht, bis sich schon die ersten Spuren anhebender Gährung zeigen und seine Tugend das Ansehen von Furcht hat; denn Furcht macht verächtlich, und Verachtung ist gefahrvoller, als Haß: freye, edle, großmüthige Wirkungen seines Geistes und Herzens müssen alle jene Wohlthaten scheinen; und dann laß immer, nahe an seinen Gränzen, furchtbare Gewitter toben! Ueber diese Gränzen hinüber zieht keines; sein eigener Thron wird von keinem Donner erschüttert, sein eigenes Zepter durch keinen Blitzstrahl ihm aus der Hand geschlagen. Wenn schon jedem Verdienste geringerer Art ein Grad von Hochachtung folgt; so muß einem so großen fürstlichen Verdienste unausbleiblich Verehrung, tiefe, dankbare Verehrung folgen.

Soll diese Verehrung höher steigen, so daß sie Anbethung werde — und das wird sie, wenn

sie sich innig mit Liebe mischt: — so verbinde der Fürst mit jenen ersten, wesentlichsten Regenten-Tugenden noch die: daß er gegen Alle, auch die Niedrigsten im Volke, Zuneigung und Achtung beweise; daß er den Zutritt zu sich jedem offen lasse, den Natur oder Wichtigkeit seines Anliegens zur eigenen Person des Fürsten hinführt; daß, wenn er Bitten bewilligt, es nicht mit Stolz, sondern mit Güte; wenn er sie abschlägt, es nicht mit Härte, sondern mit Bedauern geschehe; daß er Liebesbeweise des Volks freudigdankbar erwiedere, und oft und gern, ohne blendenden Prunk, ohne durch seine Gegenwart zu belästigen, mit Vertrauen, aber zugleich mit Würde, vor den Unterthanen erscheine. Ein Fürst von anerkanntem hohem Verdienste, der so den Fürsten verbirgt, und sich so ganz nur als Mensch zeigt, wandelt eben darum als ein Gott unter den Menschen. Ihn begleitet die Herrlichkeit, ihn umgibt die Sicherheit eines Gottes.

Junge Prinzen, die Ihr zu Regenten bestimmt seyd! Ihr habt nach Westen gesehen, und Ihr habt zittern gelernt. Sehet nach Nordosten, und lernet aufhören zu zittern!

Nachricht
der Verlagshandlung.

Der Fürstenspiegel, welcher hier in einer vom sel. Herrn Verfasser nicht bloß verbesserten, sondern auch einiger Maßen vermehrten Ausgabe erscheint, ward zum ersten Mahle im Jahre 1798 gedruckt. Diese kleine Bemerkung erklärt, was man unter dem hin und wieder etwa noch vorkommenden Ausdruck: „in unserm Jahrhundert," zu verstehen haben wird.

Inhalt.

	Seite
Kriegerehre	5
Fürstenwollust	8
Der Mann von Roß	15
Verschwendung	18
Freundschaft	22
Wahrheit	28
Anstand	35
Empfehlungen	44
Spiel	48
Aufwand	51
Redlichkeit	56
Jagd	62
Wildbahnen	64
Feinheit	67
Offenheit	69
Denkfreyheit	73
Witz	80
National-Ehre	83
Cultur-Grad	88
Vergeltung	94
Geschichte	97

Seite

Widerruf 103
Fassung 108
Menschenwürdigung 115
Vertrauen 119
Jugendfleiß 128
Zeitvertreibe 136
Müßiggang 140
Schmeicheley 142
Nachruhm 152
Sittenwerth 155
Vorsicht 165
Bescheidenheit 167
Rache 172
Sicherheit 179

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Johann Jakob,

J. J. Engels sämmtliche Werke

Bd.: 12. Fürstenspiegel. 1812.

Wien 1812

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.192-m(12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720051-9